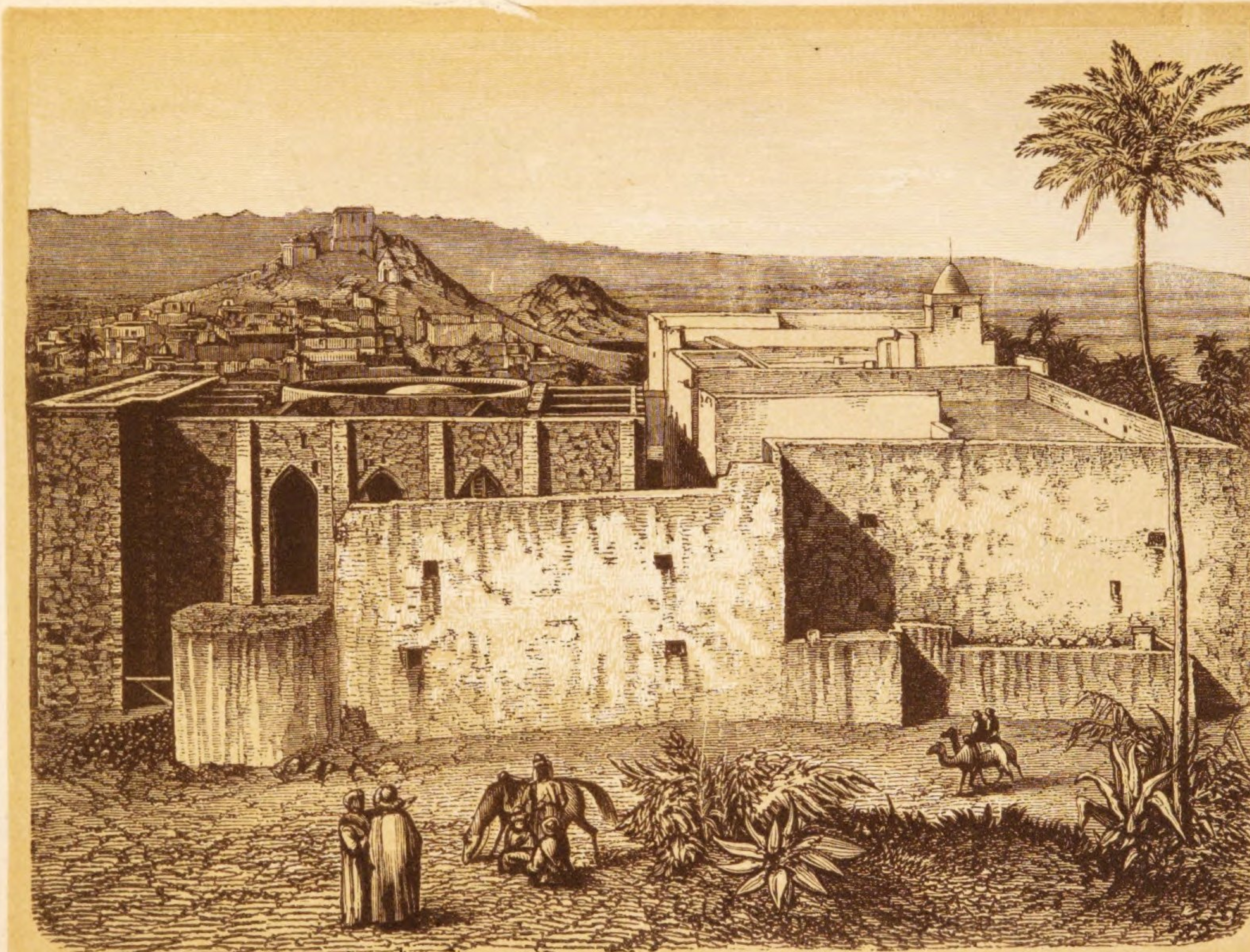

Xyl. Anst. v. Buri u. Jecker in Bern.
Haller'sche Buchdruckerei in Bern.

Der Palast des Khalifen zu Laghuat.

Nach den

Oasen von Laghuat.

Von

Friedrich Locher.

Nebst einem topographischen Plane und einer Ansicht des Palastes des Khalifen von Laghuat.

1864.

Bern.

Haller'sche Buchdruckerei und Verlagshandlung.

Vorwort.

Ende Oktobers 1862 beauftragte mich die Vormundschaftsbehörde der Stadt Zürich mit Liquidation einer in Algerien gelegenen Erbschaft. Während meines dreimonatlichen Aufenthalts in Afrika bemühte ich mich Land und Leute kennen zu lernen und so das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen, doch muß man es nicht schon wissen. Ueber Algerien ist nun aber schon so viel geschrieben worden, daß wenn man nicht gerade auf den Namen eines Münchhausen Anspruch macht, Neues zu berichten seine Schwierigkeiten hat. Nichtsdestoweniger glaubten Sachverständige, diese Skizzen dürften ein weiteres Publikum interessiren und mein Verleger somit kein schlechtes Geschäft machen. Als Jurist interessirte mich vorzugsweise die Handhabung alles dessen, was man unter dem Ausdrucke „Justiz" zu bezeichnen übereingekommen ist. In einer Zeit, wo Frankreich außerordentlich präponderirt, dürften sodann einige, auf Anschauung gegründete Notizen über französische Verwaltungsmaxime nicht ohne Interesse sein.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Lyon.

II. Valence.

III. Avignon.

IV. Marseille.

V. Die Seefahrt.

VI. Algier.

VII. Boussarik.

VIII. Douéra, Koléah, Kidar.

IX. Blidah, die Schlünde der Chiffa, Medéah.

I. Lyon.

Der Bahnhof. Notre-Dame de Fourvières. Die Belagerung von 1793. Die Mairie. Das Palais-de-Justice. Das Musée des Arts. Rues-imperiale und de l'Imperatrice. Das Theater. Die Marschälle Castellane und Canrobert. Das Kapuzinerkloster. Der Alcazar. Das Hotel-Dieu.

Lyon ist die zweite Stadt des Kaiserreichs. Die auf dem Bahnhof herrschende Ordnung verdient in allen größern Städten nachgeahmt zu werden. Man zeigt sein Gepäckbillet einem besondern Bureau und bezeichnet den Gasthof, in welchem man absteigen will, worauf man ein Billet erhält, dem die mäßige Entschädigung für den Gesammttransport beigefügt ist. Ein Angestellter des betreffenden Omnibus übernimmt das Gepäck, nachdem man vorerst dessen Identität verifizirt hat und versichert sich, daß der Eigenthümer eingestiegen ist. Verwechslung und Irrung kann nicht leicht entstehen. Will man einzelne Theile des Gepäcks zurücklassen, so bekommt man einen Empfangsschein.

Ich stieg im Hôtel d'Europe, einem alten, vortrefflich gehaltenen Gasthofe, welcher zwischen dem Saône-Quai und dem Platz Belle-Cour gelegen ist, ab, woselbst mich ein wohl erwärmtes Zimmer mit flackerndem Kaminfeuer erwartete.

Um mir einen rechten Begriff von der Lage der Stadt mit ihren zwei Flüssen und vier endlosen Quai's zu machen, stieg ich den andern Morgen nach dem Wallfahrtsort Notre-Dame de Fourvières (forum vetus) hinauf. Die verschiedenen Passagen

nach dieser Höhe laufen zuletzt in eine kürzere und eine längere Straße aus, welche letztere für Wagen passirbar ist und zu dem entfernter gelegenen Gottesacker führt. Beide Straßen werden ausschließlich von Magazinen mit heiligen Gegenständen eingenommen. Die heilige Jungfrau, Notre-Dame de Fourvières, findet sich da in Gold, Silber, Elfenbein, Holz, Papier, sogar in Muscheln und Korallen, außerdem Kruzifixe, Rosenkränze, Agnus-Dei, Gebetbücher, Todtenkränze, Bilder 2c. 2c. Religiosität und Industrie sind hier in seltsamer Weise gemischt. Elegant gekleidete, recht hübsche Damen laden den mühsam Emporklimmenden zum Ausruhen, Besichtigen und Einkaufen ein. Die kleine Kirche enthält einige mehr oder weniger interessante Gemälde und ist mit Armen und Beinen, Händen und Füßen von Holz und Wachs, welche die heilige Jungfrau alle kurirt hat, vollgestopft. Leider fehlte es mir gerade nirgends, ansonst ich nicht ermangelt haben würde, auch meinerseits die Heilkraft der Madonna zu erproben. Für einen Sous Passagegeld stieg ich durch schöne, mit Ruhebänken versehene Anlagen hinunter. Es war ein herrlicher Spätherbsttag und die Sonne schimmerte in wundervollen Farben durch den Staubnebel, welcher sich von den Flüssen hinaufgezogen und den Horizont erfüllte. Seltsamer Weise war die Promenade einsam und verlassen. Um verschiedene Genüsse zu cumuliren, zündete ich eine geschmuggelte Cigarre an, setzte mich auf eine Bank und indem ich den Plan von Lyon auf den Knieen ausbreitete, überließ ich mich meinen Betrachtungen.

Sämmtliche Anhöhen sind von neu errichteten Forts, Bastionen und Kasernen gekrönt. Es gibt keinen Winkel der Stadt, der nicht in wenig Minuten zusammengeschossen werden könnte. Zu Füßen windet sich die gelbe Saône, um deren Ufer sich das alte Lyon zusammendrängt. Etwas weiter rauscht

der blaue Rhonestrom, umgeben von breiten, baumbeschatteten Quais und modernen Quartieren. Sechsundzwanzig Brücken vermitteln den Verkehr über die Flüsse, welche sich unterhalb der Place de l'Hyppodrôme vereinigen. Endlose, mit Baumalleen und mächtigen Springbrunnen gezierte Plätze, wie die Place Louis Napoleon, Louis le Grand, oder Belle-Cour, Louis XII., des Terreaux und andere unterbrechen oasengleich das unabsehbare Häusermeer, aus welchem die Thürme und Kuppeln vieler Kirchen, als das sind: St. Jean, St. Nizier, St. Eucher, St. Irenée, St. Paul, St. Pierre, St. Bonaventüre und andere emporragen.

Was ist alles über diese volkreiche Stadt ergangen? Wie war es möglich, daß sie nach den furchtbaren, vernichtenden Schlägen von 1793, 1831 und 1834 wieder in solchem Maße aufblühen konnte? Vor wenig Wochen erst hatte mir ein Augenzeuge der ersten Belagerung, jetzt ein 85jähriger Greis, seine Erlebnisse erzählt. Eine Handvoll Schweizertruppen hatte die Außenwerke 63 Tage lang gegen eine Armee von 70,000 Mann vertheidigt. Als weder Lebensmittel noch Munition mehr vorhanden waren, versammelte sie der Marquis von Précy, dankte ihnen für ihren aufopfernden Heldenmuth, entband sie jeder Verpflichtung gegen die Krone Frankreichs und entließ sie mit heißen Segenswünschen für ihre glückliche Heimkehr. Nur in beschränktem Maße sollten letztere in Erfüllung gehen. Das eine Corps von etwas über 1000 Mann wurde durch Verrath gefangen, entwaffnet und sodann niedergemacht; das andere, unter Herrn von Précy selbst, konnte sich durchschlagen und erreichte nach namenlosen Leiden, nur noch fünfzig Mann stark, die Schweizergrenze.

Unter den ersten Opfern der Proscriptionsliste befand sich der Maire von Lyon, dessen Tochter mich aus der Taufe gehoben.

Seine Familie hielt ihn mehrere Wochen auf dem Estrich verborgen. Als aber die Häuser durchsucht und niedergerissen wurden, kam das Versteck zum Vorschein und sein Haupt fiel unter der Guillotine.

Doch wenden wir uns ab von den Szenen, welche nun folgten, deren bloße Erwähnung den Glauben an die Menschheit zu erschüttern geeignet ist. Erfreuen wir uns lieber an der gegenwärtigen Blüthe der Industrie, welche heilsamen Balsam auf tiefe Wunden träufelt. Trotz so mancher Handelskrisis und dem amerikanischen Krieg, arbeiten 40,000 Webstühle an dem Wohlstande Lyons. Hiezu kommen zahlreiche Fabriken von Wolle, Kattun, Tressen, Tapeten, Farb-, Krystall-, Quincaillerie- und Bijouteriewaaren.

Nach einem letzten Blicke auf die Wohnsitze von 200,000 Menschen stieg ich durch steilabfallende Straßen mit mächtigen, schwarzen Häusern nach der Mairie herunter, einem finstern Gebäude, an welchem eiserne Ringe, Bruchstücke von Ketten, unterirdische, vergitterte Zellen an eine Zeit erinnern, welche man gerne hinter sich weiß. An dem Quai der Saône thront der Justizpalast. Eine Façade von 24 korinthischen Säulen dient demselben als Maske. Das dahinter liegende Gebäude, welches zugleich das Gefängniß enthält, ist im Raume beschränkt und finster. Durch den Saal des Pas perdüs gelangt man links in das Gerichtszimmer der Cour impériale, welches mit dem lebensgroßen Bildniß des Kaisers geschmückt ist. Gleich daneben liegt der Assisensaal, welcher indessen zu wünschen übrig läßt. Für diesen Gebrauch nämlich ist die Tribüne zu hoch und der Saal selbst zu klein; dagegen sind die Ausstandszimmer für den Hof, die Geschwornen, Zeugen und Verbrecher zweckmäßig eingerichtet. Letztere werden durch eine besondere Treppe aus der Untersuchungshaft vor die Assisen und von hier in die

Strafzellen geführt. Alles ist da beisammen, was zu der Göttin mit der Binde gehört — es fehlt nur noch der Henker.

Verlassen wir das rechte Saôneufer, um in das eigentliche Centrum, die, zwischen Saône und Rhone liegende Halbinsel zurückzukehren. Ueber den Pont du Palais de Justice — es gibt auch hier der Brücken mancherlei, welche zur Gerechtigkeit führen — gelangen wir über die Quais St. Antoine und Villeroy auf den kleinen Platz St. Nizier und von da durch die Rue St. Pierre auf den Revolutionsplatz des Terreaux, woselbst die Pforten des Musée des Arts sich uns gastfreundlich öffnen. Ein kolossaler Kreuzgang, jetzt mit Garten und Springbrunnen geschmückt, erinnert an die frühere Bestimmung dieser Räume, welche den Benediktines de St. Pierre gehört hatten. Eine große Zahl von antiken Bildsäulen und Monumenten reihen sich in Nischen aneinander und die über dem Kreuzgang liegende, breite Gallerie ist mit Gypsabgüssen griechischer Meisterwerke geziert.

Die Gemäldesammlung enthält verschiedene werthvolle Stücke, wie die Himmelfahrt Christi des Perugino, welcher sich selbst unter den Aposteln gemalt haben soll, die Auffindung der Reliquien des St. Gervais und St. Protais in Gegenwart des Erzbischofs von Mailand, von Philipp von Champagne, das Märtyrerthum obgenannter Heiligen von Lesueur, St. François und St. Dominique, welche die Welt gegen den Zorn Jupiters beschützen, von Rubens, das Porträt Wilhelms III. von Oranien mit den Wappen des englischen Hauses, Löwen und Adler, unter Früchten und Blumen gruppirt, von Jean David de Heem. Zu den besten Sachen gehören: eine unbefleckte Empfängniß von Nuvellone, Christus, der die Händler aus dem Tempel jagt, von Jean Jouvenet, das Märtyrerthum der heiligen Agathe, von Gigour, eine etwas lascive Danae von

Tintoretto, dann ein altes Weib aus dem Volke von Louis David, ein herrliches Bild, voll ergreifender Wahrheit, der Rückzug von Moskau von Chabaut, von welchem man sich nur wundern muß, wie dieses große, vielerzählende Gemälde hier seine Stelle finden durfte, und Corinne auf dem Cap Misène von Graf Gerard, Geschenk von Madame Recamier, bekannt durch den verbreiteten Kupferstich. Die historische Malerei ist durch Katharina Cornaro, welche die Krone von Cypern an die Republik Venedig verschenkt, repräsentirt. Dieses große Bild von Paul Veronese macht einen mächtigen Eindruck. Der Doge mit seinem Hof und dem Senate bewegt sich der Fürstin entgegen, über deren Figur Schönheit, Anstand und vor Allem mackellose Reinheit ausgegossen ist. Endlich bleibt noch die Ueberschwemmung Lyons von Laserge, ein Geschenk des Kaisers, zu erwähnen. Napoleon III., umgeben von seinem Generalstab und den Notabilitäten des Kaiserreichs, St. Arnaud, Magnan, Canrobert 2c., besucht zu Pferde die überschwemmten Quartiere und vertheilt aus den Pistolenhalftern Gold an die Geschädigten. Die Portraits sind alle ähnlich, doch tritt der offizielle Charakter der Darstellung zu sehr hervor. Die Situation selbst ist nicht bedeutend genug, denn mit einer Civilliste von 50 Millionen ist es gerade keine Kunst, zu Pferde zu steigen, um durch Vertheilung von Goldrollen sich populär zu machen.

Mit den gemischten Gefühlen von Befriedigung und von Bedauern, nicht mehr Zeit zur Verfügung zu haben, verließ ich die Kunstschätze des Palais des Arts. An der Stelle, wo die Saône sich in starkem Bogen an die Rhone drängen will, münden die beiden längsten und schönsten Hauptstraßen Lyons aus, die Rue imperiale und die Rue de l'Imperatrice. Geschmackvolle, mit Spiegeln tapezirte Magazine von Seidenstoffen, Goldwaaren, Quincaillerien und Papeterien, Damenputz und Mode-

sachen, sowie von fertigen Kleidern, drängen sich Haus an Haus. Des Abends, wenn tausende von Gasflammen diese Räume beleuchten, deren Glaçen und Spiegel das Licht vielfach zurückstrahlen, so daß man in einem Lichtmeer zu wandern glaubt, wenn die elegante Welt nach ihrem Diner auf den breiten Trottoirs den üblichen Spaziergang macht, dazwischen die glänzenden Carossen nach dem Theater rollen, Dragoner und Uhlanen, als Patrouillen und Vedetten vorbeiziehen, kann man kein prachtvolleres, feenhafteres Schauspiel sehen.

Oberhalb, beim Beginn der Rue impériale stehen auf einem freien Platze zwei herrliche Gebäude sich gegenüber, das kolossale Hôtel de Ville, die Residenz des Militärkommandanten, welches bis zu der Place des Terreaux reicht, und das, von einer Colonnade rings umgebene Theater. Letzteres ist groß und gut eingerichtet. Man gab gerade nach französischer Sitte ein Schauspiel, eine Oper, verschiedene Lustspiele, nebst Ballet, Alles denselben Abend. Im Ganzen genommen, mußte ich die Genügsamkeit des Lyoner Publikums bewundern. Die Prima-Donna sang gerade nicht übel, doch war ihre Stimme für das große Haus zu schwach, und die Figur des ersten Tenors war schöner als dessen Organ. Die Kostümes bestanden aus Theaterflitter, welcher zu jedem andern Stück ebenso gut gepaßt hätte und an Requisiten schien bedeutender Mangel zu sein, denn den meisten Kavalieren fehlte der Degen. Das Ballet allein ließ, sowohl was Zahl, Geschmack und Ausstattung anbetrifft, nichts zu wünschen übrig.

In den Zwischenakten waren die Blicke vorzugsweise auf die Seitenloge des Marschalls Canrobert gerichtet, welcher soeben die Militärgouverneurstelle angetreten hatte. Noch unterhielt man sich von den Exzentrizitäten seines Vorgängers, des Marschalls Castellane. Sprößling einer angesehenen Familie

Südfrankreichs, hatte er es unter Napoleon I. bis zum Oberst gebracht. Seither war er bei keinem, ernsthaften Feldzuge mehr verwendet worden und hatte sich lediglich durch seine Manie für das Militär, sowie durch seine eifrige Parteinahme für die jeweilige Staatsgewalt ausgezeichnet. Sein Militäreifer hat Tausenden von Pferden das Leben, Hunderten von Soldaten die Gesundheit und dem Staate Millionen gekostet. Aus Afrika wurde er unter dem Vorwande eines Avancements schleunigst nach Frankreich zurückbefördert. In der Krimm und im italienischen Feldzuge zog man zu seinem Verdrusse vor, auf seine Dienste gänzlich zu verzichten. Der Kaiser, welcher ihn für unschädlich hielt und auf seinen Namen Gewicht legte, verwendete ihn zum Garnisonsdienst, auf welchen er dann seinen Thatendurst übertrug. Bei Uebungen und Scheingefechten machte er nicht selten aus Scherz Ernst und verfolgte den Feind bis in die Stadt hinein, ritt Alles nieder, schmiß Buden und Marktstände über den Haufen und richtete zum Erstaunen der Einwohner eine entscheidende Niederlage unter den Tragkörben der Gemüseverkäuferinnen an, welchen er jedoch den Schaden vergütete.

Bekannt ist die Fatalität, welche ihm beim Tode des Kaisers von Rußland passirte. Der Marschall, welcher eine telegraphische Depesche „L'empereur est mort!“ erhalten hatte, bezog diese Nachricht auf den Tod Kaisers Napoleon und erließ sogleich eine Proklamation zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux und ein Circular an seine Offiziere, in welchem er sie aufforderte, die Truppen für Heinrich V., den einzig rechtmäßigen Regenten, zu bearbeiten. Bevor indeß die Beeidigung zu Gunsten des neuen Herrschers stattfinden konnte, hatte der gute Castellane schon eine Citation nach Paris, an den Hof des alten erhalten. Es muß keine angenehme Reise für ihn gewesen sein,

auch verkündeten ihm verschiedene Gesichter nichts Gutes. Der Kaiser soll indeß nur zu ihm gesagt haben, „er habe gewünscht, „ihn zu sehen, um ihm persönlich zu dem Erfolge seiner „Garnisons-Exerzitien gratulieren zu können," worauf er ihn wieder huldreich entließ.

Niemals in seinem Leben ist Castellane in Civil erschienen. Ueber Alles theuer war ihm sein Marschallsstab, welchen er weder bei Tag noch bei Nacht aus der Hand ließ. Zu Pferde benutzte er ihn als Reitgerte, zu Wagen hielt er ihn mit beiden Händen auf dem Schooß, bei Tisch plazirte er ihn neben die Serviette, ja die Spötter behaupten, er habe ihn mit sich in's Bett und in's Bad genommen. Hinsichtlich seines Todes erzählt man sich folgende Anekdote: Er hatte einen seiner Offiziere auf der Straße in Civil — horribile dictu — erkannt und ihn sogleich in Arrest geschickt. Einige Tage später erhielt er ein anonymes Billet: Castellane, Du mußt sterben! Deine Orden, Dein Marschallsstab werden dir genommen und im schwarzen Frack, wirst du ohne Tambour, von vier Civillisten zu Grabe getragen werden. Gott sei Deiner armen Seele gnädig! — Mehrere Tage hindurch war er nachdenklich, zerstreut, traurig, bis ein Schlagfluß seinem Verdrusse ein Ende machte.

Fünf Marschälle sollen sich um das Gouvernement von Lyon beworben haben. Die Wahl fiel auf den Günstling Canrobert. Schon in Afrika, bei den Expeditionen von Maskara, Tlemçen, in der Schlacht an der Tafna, bei der Eroberung von Constantine und Zaatcha, hatte sich dieser talentvolle und muthige Offizier ausgezeichnet, dann kamen die traurigen Lorbeeren des 2. Dezembers, diejenigen von Sebastopol, welche Pelissier ihm vorweg nahm, hierauf sein Ruhesitz in Nancy, den er nun mit demjenigen von Lyon vertauscht hat. Noch jung und kräftig, trotz seiner Erfolge bescheiden, ist ihm vielleicht Großes

vorbehalten. Zur Charakteristik des Marschalls erlaube ich mir eine Anekdote aus dessen Leben anzuführen. Als er vor einigen Jahren in Straßburg dem Examen der Militär-Aerzte beiwohnte, wandte er sich unwillig zu dem berühmten Professor Sedillot: Warum schicken Sie mir nicht mehr Aerzte, die wir drüben (in Algier) so gut brauchen könnten? — General, es sind jetzt 14 Jahre her, daß ich drüben einen jungen Unterlieutenant verbunden habe. Dieser Unterlieutenant heißt heute: Marschall Canrobert, der ihn aber verbunden, ist noch immer Dr. Sedillot geblieben. — Sie haben Unrecht, Doktor, in wenig Jahren wird Marschall Canrobert ein Häuflein Asche sein, während das Bistouri Sedillot's in der Unsterblichkeit fortleben wird. —

Auf dem linken Rhoneufer beginnt die Vorstadt les Brotteaux. Die Straßen sind breit und regelmäßig, aber nur von der Arbeiterbevölkerung bewohnt. Das Pflaster läßt zu wünschen übrig und bei schlechtem Wetter thut man wohl, sich mit Juchtenstiefeln zu versehen.

Man muß den Franzosen Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das Andenken ihrer großen Männer alter und neuer Zeit zu ehren wissen. So findet sich hier eine Rue Bügeaud, Dügueselin, Fénélon, de Saxe, Noailles, Vendome, Boileau, Malesherbes, Vauban, Massena, Ney, Suchet, rc., welch' Letzterem die Vaterstadt ein Denkmal errichtet hat. Den Opfern von 1793 ist hier ein Kapuzinerkloster mit einer Todtenkapelle geweiht. Von Außen bildet dieselbe eine viereckige Pyramide und über dem Eingang ist folgende, einfache Aufschrift zu lesen:

„Diese Kapelle ist dem allmächtigen Gott und den Opfern „der Belagerung Lyons vom Jahre 1793 gewidmet."

Ein Lokal anderer Art, der Alkazar, befindet sich ebenfalls in dieser Gegend. Nur in schwarzer Kleidung, mit schwarzem Hut, wird man eingelassen. Hinter einer kolossalen Scheibe

von dickem Kristallglas gießt eine, von Schilf umgebene Najade unaufhörlich ihren Wasserkrug in ein großes Becken. Man gelangt in einen runden Tanzsaal, in welchem sich 2000 Menschen bewegen. Der größte Theil der weiblichen Bevölkerung besteht aus Masken, und zwar sind die frühern Debardeur's von den sogenannten Bebis (Kinder) verdrängt worden. Das Haar wird herauf gekämmt und fällt in Locken um den Hals, ein kurzer, faltiger Kinderrock, ohne Gürtel, bloße Arme und tadellose Schnürstiefelchen, bilden die ganze Verkleidung. Auch hinsichtlich der Stimme suchen diese Masken Kinder nachzuahmen, so daß ein Gekreisch entsteht, welches häufig das Orchester übertönt. Um den Saal herum läuft ein runder, mit feinem, rothem Kies belegter, von Bäumen beschatteter Garten, in welchem sich Tuffsteingrotten mit Kanapee's und Tischen befinden. Zahllose Gasflammen verwandeln Nacht in Tag. Um die Bäume herum winden sich Wendeltreppen auf die Gallerie hinauf. Geputzte Herren und Damen spazieren durch den Garten und die anstoßenden Speisesääle. Man raucht, trinkt, schwatzt und lacht und betrachtet sich das Maskengewühl. Alles dieß ist schön und verhältnißmäßig anständig. Was aber den Tanz selbst anbetrifft, so spottet derselbe jeder Beschreibung ungefähr in demselben Maße, wie der öffentlichen Moral. Es ist geradezu unerklärlich, wie in einem Lande, welches an der Spitze der Civilisation stehen will, sich eine solche, an Verrücktheit grenzende Brutalität entwickeln konnte und durfte. —

Einen ungleich erhebenderen Eindruck machen Institutionen, wie das große Spital, Hôtel Dieu. Aus der Pracht und Herrlichkeit der Rue et Place impériale schwenkt man gegen das rechte Rhoneufer in eine düstere Gasse ein. Durch das offene Thor tritt man in den geräumigen Hof, welcher in der Diagonale durchschnitten wird. Der Portier, ein ehrlicher Elsäßer,

im pompösen Schweizerkostüm, führte mich zunächst in die Weiberabtheilung. Im ersten Stock des Gebäudes gelangt man in die viereckige Kapelle, deren Kuppel sich zu einem mächtigen Dom emporwölbt. Gerade in der Mitte befindet sich der Altar, oder eigentlich vier Altäre, einer nach jeder Seite hin. Die Einfassung dieser Kapelle besteht lediglich aus Glasscheibenwänden, welche sie von den angrenzenden Krankensäälen trennen. Da der ganze Flügel in Form des Kreuzes gebaut ist und die Kapelle den Kern bildet, so kann jede Kranke von ihrem Lager aus dem Gottesdienste beiwohnen. Zwei endlose Sääle, welche sich in der Kapelle kreuzen, sind überschrieben, der eine: „Femmes blessées“ (chirurgische Abtheilung), der andere: „Femmes fièvreuses“ (innere Krankheiten).

Eine Gesellschaft von Damen aus allen Ständen besucht wöchentlich zwei Mal alle weiblichen Kranken, um sie zu waschen, zu kämmen, ihnen die Nägel zu schneiden und eine Masse kleiner Dienste zu erweisen, welche in der Krankenpflege der Anstalt nicht inbegriffen sind. Zu dieser Beschäftigung bedienen sich diese Damen eines, bis an den Hals reichenden, weißen Schurzes, einer weißen Haube und eines vollständigen Apparats von Schwämmen, Zubern und Becken mit heißem Wasser, Kämmen, Scheeren 2c. Ihre Visite wird immer mit Sehnsucht erwartet und hinterläßt einen wohlthuenden, nicht nur physischen, sondern auch moralischen Eindruck, der viel zur Genesung beiträgt. Alles geht mit derjenigen Ruhe und Würde von Statten, welche einer so erhebenden Beschäftigung geziemt.

Das Spital besteht schon über 1000 Jahre. Ursprünglich soll ein edler Privatmann hier gewohnt haben, der die Kranken auf der Straße aufhob und in seinem Hause verpflegte. Bald brachte man ihm von allen Seiten Kranke und Presthafte zu, so daß sein Wohnhaus nicht mehr ausreichte. Aber auch reiche Vergabungen unterstützten die Anstalt, besonders als die Kirche

sich derselben bemächtigte. Durch alle Revolutionsstürme hindurch hat das Spital sich erhalten und vergrößert. Gegenwärtig zählt es 1200 Betten und je nach Bedürfniß darüber. Jeder Kranke, welcher Nation und Konfession er auch angehöre, wird aufgenommen.

Die männliche Abtheilung ist ganz gleich eingerichtet, nur der Dom in der Mitte ist höher. Seltsamer Weise hängt unter der Kuppel ein großes Krokodil, welches vor hundert Jahren in der Rhone aufgefangen worden ist. Stürme sollen es aus Aegypten hieherverschlagen haben, wahrscheinlicher ist aber wohl die Annahme, daß es aus einer Menagerie entwischt sei. Auch für die Männer-Abtheilung hat sich eine Gesellschaft junger Leute, die meisten indeß aus dem Arbeiterstande, gebildet, welche die Kranken besucht, rasirt, badet und verpflegt.

Dreihundert barmherzige Schwestern versehen den Dienst im ganzen Spital, mit alleiniger Ausnahme der schweren Arbeiten, wie Wasser tragen, Heizen, Reinigung des Hauses &c. Sie bereiten die Speisen und Getränke, präpariren und dispensiren die Medikamente, letzteres in einer Apotheke, welche auch dem Publikum dient und sich durch Trefflichkeit und Billigkeit der Präparate auszeichnet. Sie wohnen den Operationen bei und zwar ohne Unterschied der Kranken beiderlei Geschlechts, sogar in der syphilitischen Abtheilung. Sieben Höfe und zwei Gärten dienen zur Lüftung und zur Erholung.

Wenn auch der Anblick so vieler Leidender, Sterbender, der Operationszimmer und Anatomie, einen unheimlichen Eindruck hervorruft, so wird derselbe durch den Gedanken an Alles, was der Mensch für seine leidenden Brüder zu thun im Stande ist, wieder beschwichtigt und nicht vergebens wird die barmherzige Schwester am Ausgangsthor dem Besucher ihr: Monsieur, souvenez-vous des pauvres malades! — zurufen.

II Valence.

Die Gelände der Rhone. Der fromme Handschuhmacher. Der kaiserliche Schuster. Das Denkmal des Generals Championnet. Die Kathedrale. Pius VI. und VII.

Lange, schmale Dampfschiffe beleben den Rhonestrom, auf deren einem ich bis nach Valence hinunter fuhr. Da der Waarentransport die Hauptsache ist, so lassen alle diese Boote, was Raum und Reinlichkeit betrifft, nicht wenig zu wünschen übrig. Wer je in die Cajüte hinunter geblickt hat, dem vergeht die Lust, bei zweifelhaftem Wetter diese, sonst billige Reisegelegenheit zu benutzen.

Zwischen Rebgeländen, Landsitzen und Schlössern geht die Fahrt durch die berühmten Weingegenden Frankreichs. Träume der Jugend umgaukelten mich; so gleitete ich vor zwanzig und mehr Jahren Rhein und Nekar hinunter, bei jedem Schloß, jeder Ruine, den entsprechenden Wein aus dem Römer schlürfend, im Chor der Freunde heinesche Lieder singend, Gegenwart und Zukunft in kühnem Luftschloß verwebend. Vorbei sind die Träume, vorbei auch die Freunde. —

Es sind jetzt schon vierzehn Jahre her, daß ich für Sie arbeite, mein Herr, — unterbrach ein Unberufener meine Betrachtungen. Wie so? — sagte ich, indem ich in das lange, bartlose Gesicht eines hagern Mannes blickte. Nun, Sie tragen ja l e d e r n e Handschuhe und es sind jetzt gerade vierzehn Jahre, daß ich in diesem Artikel arbeite. — Ich mußte lachen

und hörte ihm willig zu, als er anfing, mir von der Bedeutung und Ausdehnung seiner Fabrik zu erzählen, den Unterschied zwischen Kaninchen=, Lamm=, Ziegen=, Gemsen= und Rehfellen zu erklären, was ich leider Alles wieder vergessen habe, vorzurechnen, wie die feinen, nach der Hand gearbeiteten Rehfellhandschuhe auf 7 Fr. das Paar zu stehen kommen, die erste Qualität sogar auf 15 Fr., welche nach England gehe, woselbst anständige Leute täglich 3 Paar, somit für 45 Franken verbrauchen.

Der edle Handschuhmacher hatte mich zerstreut und weil ich ihm auf meine Kundschaft erster Qualität keine Aussicht eröffnen konnte, so lud ich ihn, da das Dampfschiff gerade bei einem französischen Nest anhielt, zum Frühstücke ein, welchem er auch große Ehre anthat. Nebenbei schien er ein frommer Mann zu sein, und trank viel auf die Gesundheit verschiedener Heiliger, deren Bekanntschaft mir noch vorbehalten ist. Endlich stand er auf und indem er seine Hände über mein Haupt ausstreckte, rief er in pathetischem Ton: Möge der Himmel Ihnen vergelten und der Morgenstern Sie glücklich an's Ziel ihrer Wanderung geleiten! — worauf er mit raschen Schritten den Hügel hinan stieg und bei der Landstraße verschwand. Der Prophet schien mir zwar etwas unter dem Einflusse des Alkohols zu stehen, was indeß der Kraft seiner Prophezeiung nicht geschadet hat.

Bald fuhren wir unter der stattlichen Brücke, welche die Städte Tain und Tournon verbindet, durch und ich bewunderte von Weitem die gelobten Länder des Eremitage, Côte rôtie, Chateau neuf dü Pape ꝛc., welche mich in der Ueberzeugung bestärkten, daß nicht Alles auf der Welt verwerflich sei.

Das, mitten in südlicher Vegetation liegende Valence, trägt ganz das Gepräge einer französischen Stadt dritten Ranges. Enge, krumme Straßen, schwarze Häuser, darunter eines, das

von Napoleon dem Großen, als Lieutenant, bewohnt worden ist. Nebenan befindet sich eine nicht geringere Merkwürdigkeit, nämlich das Haus, welches der Schuster des gegenwärtigen Kaisers Napoleon bewohnt hat. Während der glückliche Meister seinem noch glücklichern Kunden nach Paris gefolgt ist, wird jetzt Haus und Geschäft von dem ersten Gesellen beworben, welcher sich damals schon an den kaiserlichen Stiefeln in spe hervorgethan hatte. Sind doch die Truchsesse und Mundschenke der deutschen Kaiser mit der Zeit selbst ansehnliche Herren geworden, warum sollte der Schuster eines Kaisers es nicht auch zu Etwas bringen? Außerdem hat Valence zwei große Plätze, der Markt und der Exerzierplatz oder das Marsfeld, von welchem man eine herrliche Aussicht auf das Rhonethal genießt.

Hier findet sich auch das Denkmal des Generals Championnet aus Kanonenmetall. Die Bildsäule stellt einen kräftigen Mann mit schönen, kühnen Zügen in Generalsuniform der Republik, breiten Schößen, Aufschlägen, Schärpe und krummem Säbel, anliegenden Beinkleidern und hohen Stiefeln dar. Die Stadt ehrte sich selbst durch das Andenken an ihren großen Landsmann. Er war natürlicher Sohn eines Advokaten und eines Landmädchens, wurde durch die Revolution von kleinstädtischen Vorurtheilen befreit und widmete sich derselben mit Leib und Seele. Gewaltmaßregeln und unnützem Blutvergießen abhold, zeichnete er sich durch Kenntnisse und Bravour so aus, daß er schon 1793 Divisionsgeneral wurde. Mit einer Handvoll Leute überrumpelte er Düsseldorf und erbeutete 10,000 Flinten und 168 Kanonen, 2000 Pfälzer nicht zu rechnen. 1797 schlug er bei Blankenberg 5000 Engländer. Während ganz Italien gegen Frankreich in Aufruhr war, eroberte er mit nur 12,000 Franzosen und 4 Kanonen Rom und Neapel, welches letztere von dem ersten Strategen der damaligen Zeit, dem

General Mack, mit 60,000 Mann und 120 Kanonen vertheidigt wurde. Ueberall Sieger, zeichnete er sich durch Rechtlichkeit, Milde und Bescheidenheit aus zu einer Zeit wo diese Tugenden nicht an der Tagesordnung waren. Mehrmals wagte er es, dem Raubsystem der Machthaber in Paris ein gebieterisches Halt zuzurufen. Am Vorabend großer Ereignisse mußte dieser edle Mann, noch nicht 38 Jahre alt, einer ansteckenden Krankheit unterliegen.

Die unbedeutende Kathedrale, ohne Thurm und ordentlichen Zugang, enthält das Grabmal Pius VI. (Graf Braschi), der 1799 als Gefangener der Republik in der Citadelle sein Leben aushauchte. Seine 23jährige Regierung fiel in eine Zeit, welche einen ganz andern Mann erfordert hätte. Wie die meisten seiner Vorgänger, glaubte er durch halbe Maßregeln und beständiges Laviren das Rad der Zeit aufhalten zu können, bis ihm zuletzt die Ereignisse über den Kopf wuchsen. Anmaßend und thöricht im Glück, hat er sich im Unglück standhaft und würdevoll zu zeigen gewußt. Auch sein Nachfolger, Pius VII. (Chiaramonti), wurde, als Staatsgefangener, durch Valence geführt.

III. Avignon.

Ein Dejeuner im Hotel dü Luxembourg. Das Schloß der Päpste. Die Ermordung des Marschalls Brüne. Das Museum.

Nach einem trefflichen Diner im Hôtel de la Poste reiste ich Nachts um 10 Uhr mit dem Schnellzuge nach Avignon, woselbst ich Morgens 3 Uhr anlangte und mich im Hôtel dü Luxembourg, welches mir empfohlen worden war, einquartirte. Als ich einige Stunden später erwachte, hoffte ich die Aussicht auf einen freien Platz oder eine Hauptstraße zu genießen, aber Alles war eng und dunkel, so daß an der Trefflichkeit des Gasthofes Zweifel in mir aufsteigen wollten, welche jedoch durch das Dejeuner glänzend aus dem Felde geschlagen wurden. Es war dieß nämlich ein wahrhaft lukullisches Mahl, welches in einem großen, etwas dunkeln Saal, der mit Fremden angefüllt war, stattfand. Man begann mit verschiedenen Fischsorten, gebacken und en sauce, dann kam eine Aalpastete, mehrere Arten Saucissons, Nierenbraten, gefüllte Cotelets, Hasenbraten, Rebhühner und Schnepfen, Omelettes aux fines herbes und aux confitures, verschiedene Gemüse, wie Artischoken, Blumenkohl, gebratene Kartoffeln, Salat, Sardellen, Neunaugen, Kapern Pickels, Butter, Früchte im aigre-doux, Plumpudding und Dessert. Hiezu wurde weißer und rother Wein von trefflicher Qualität à discrétion servirt. Ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß in dem geistlichen Avignon so materiellen Genüssen gehuldigt werde, als ich aber erfuhr, daß die ganze Tafel nur

½ Franken koste, mußte ich leider auch bei mir ein gewisses faible für die Geistlichkeit entdecken.

Avignon (Avenio Cavarum) ist mit einem Friedhof inmitten eines Gartens zu vergleichen. Gegend, Vegetation und Klima sind herrlich, in den Straßen aber wächst das Gras. Ueberall verfallene Paläste von Bischöfen und Cardinälen, Ruinen von Kirchen, Klöstern und Stiften, Spuren verschwundener Größe. Von über 100 Kirchen und Kapellen sind nur noch wenige vollkommen erhalten, wie die Kathedrale, neben dem päpstlichen Palast, St. Pierre, dessen Chor mit vergoldeten Kupfersäulen eingefaßt ist und St. Agricole, ein Muster gothischer Baukunst.

Ueber eine Treppe, sammt Auffahrt, steigt man zu dem gigantischen Schloß der Päpste hinauf, welches dazu bestimmt gewesen scheint, der Ewigkeit zu trotzen. Zuerst gelangt man in einen geräumigen, von allen vier Seiten umschlossenen Hof. Mauern von der Dicke eines Hauses, Fenster in Thurmeshöhe, kolossale Gemächer erinnern an die ἔργα κυκλόπων. Hier residirten 7 Päpste von 1309 bis 1377 und beherrschten die Grafschaften Avignon und Venaissin. Nach ihrer Rückkehr nach Rom wurden diese Herrschaften durch einen Vize-Legaten administrirt. Da Avignon ein Asyl für Flüchtlinge und Verbrecher aller Länder war, so fehlte es nicht an Gesindel, welches auf Kosten der Klöster und Stifte ein wenig beschauliches Schlaraffenleben führte. Die Armee und Leibwache des Vize-Legaten wurde hauptsächlich aus diesen Leuten rekrutirt und zeichnete sich daher weniger durch Disziplin und Muth, als durch prachtvolle Uniformen aus. Der letzte Vize-Legat, ein Colonna, lief beim Ausbruche der Revolution davon und seine Trabanten ihm nach. Einige Hundert Bürger, welche Ruhe und Ordnung herstellen wollten, wurden am 16. Oktober 1791 im Hofe des Schlosses ermordet und die Residenz geplündert. Die rasch folgenden

Ereignisse in Paris verhinderten eine ernsthafte Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen. Noch sollen sich einige der Mörder am Leben befinden, welche nun anständige Bürger geworden sind. Ein alter, harthöriger Mann führte mich durch das ganze Gebäude, nannte mir die Namen der Päpste, Gegenpäpste, Legaten, der berühmten Gefangenen, wie des edeln Rienzi, zeigte mir die Kapellen, Gefängnisse, Folterkammern, Oubliettcn; da aber mein Cicerone bedeutend nach Schnaps roch, so war ich froh, den Eindruck des antiken und modernen Verfalls, bald los zu werden.

Jetzt wimmelt das Schloß von Militär, Zuaven, welche in den Säälen ihre Wirthschaft aufgeschlagen haben, denn die riesige Küche, mit Rauchzügen für ein Stadtquartier, in welcher ganze Ochsen, Kälber, Hämmel gebraten wurden, erweist sich für die Bedürfnisse der Gegenwart als zu überschwänglich. Der Erzbischof soll vom Kaiser das Versprechen erhalten haben, das Schloß der Kirche zurückgeben zu wollen, und es ist begreiflich, daß diese ihr Möglichstes thun wird, die großartige Residenz wieder in die Hände zu bekommen. Vom Balcon aus beherrscht man den Platz vor dem Schlosse, welcher von den päpstlichen Kanzleien, der Münze rc. umgeben ist. Zur Rechten liegt die Cathedrale mit den Grabmälern der Päpste, und in der Ferne erblickt man den Thurm Philipp des Schönen und das Val-Chiusa (Vaucluse) Petrarca's und seiner Laura. Wer Neigung hat, für das Mittelalter zu schwärmen, kann sich hiezu keinen passenderen Ort aussuchen. Trotz obligater, hochpoetischer Stimmung, fiel mir die Antwort eines französischen Schülers auf die Frage, was Petrarca am meisten geliebt habe, ein. Ein Freund in der Noth hatte ihm eingeblasen: Laure, Laure, worauf derselbe dreist antwortete: das Geld (l'or). Petrarch sei nämlich sehr geizig gewesen.

Der Hauptplatz Avignons, Place de l'Horloge, ist mit einem schönen Theater, einer prachtvollen, neugebauten Mairie und einigen hübschen Kaffeehäusern geziert. Die Place Crillon, welche von dem tapfern Crillon, le brave des braves, wie ihn Heinrich IV. nannte, den Namen trägt, war in diesem Jahrhundert Zeuge einer Schandthat, wie sie nur bei einer fanatisch aufgeregten Bevölkerung vorkommen kann. Während der 100 Tage des Kaiserreichs hatte der Marschall Brüne die bourbonisch-ultramontane Partei im südlichen Frankreich kräftig darniedergehalten. Als er endlich in Toulon sein Kommando niedergelegt und mit seinen Adjutanten und Ordonnanzen durch Avignon reiste, wurde er von dem aufgeregten Pöbel der papistischen Stadt erkannt und im Gasthofe belagert. Umsonst suchten Präfekt und Maire ihn zu retten. Bewaffnete Banden drangen in das Zimmer des Marschalls, streckten ihn durch Pistolenschüsse nieder und warfen den Leichnam, nachdem sie ihn durch die Straßen geschleift, in die Rhone.

Das Museum enthält eine Sammlung von Gemälden holländischer und deutscher Meister, sowie der drei Generationen Vernet, Joseph und Carl und Horaze, dessen Mazeppa sogar doppelt vorhanden ist. Ebendaselbst finden sich antiquarische Sammlungen von ungewöhnlichem Reichthum und der berühmte Christus von Guillermet. Das Kruzifix von Elfenbein ist nur drei Schuh lang, aber von wundervoller Arbeit. Der Meister soll dasselbe einer Congregation zugesagt haben unter der Bedingung, daß man seinem, zum Tode verurtheilten, Neffen das Leben schenke. Obschon dieser die Gnade kaum verdiente, soll der Bitte entsprochen worden sein. — Doch verlassen wir das geistliche, aristokratisch-finstere Avignon und wenden wir uns zu dem heitern, lebensfrohen Marseille.

IV. Marseille.

Das Hotel de l'Univers et de Castille. Die Canebière. Das Café de l'Univers. Cafés chantants. Das Theater. Der Alcazar. Ein Wettrennen, der zoologische Garten.

Es war schon Abend, als ich in dem Hôtel de l'Univers et de Castille in der Straße des jungen Anacharsis anlangte. Schon der Name beweist, daß dieser Gasthof vorzugsweise für Spanier berechnet ist, denn es scheint Sache der Billigkeit, neben dem Weltall noch Castilien besonders zu erwähnen. Der Wirth hat ein feines, diplomatisches Aussehen und einen so ausgesprochenen, napoleonischen Typus, daß es mich nicht wundern sollte, von einem genealogischen Zusammenhang mit Jerôme Napoleon, oder dem Cardinal Fesch zu hören. Alles geht hier still und lautlos zu. Geräumige Zimmer oder Salons, überall Teppiche, schwere Vorhänge, hohe Spiegel, flackernde Kaminfeuer und jeder wünschbare Comfort, dazu mäßige Preise.

Nach der Tafel schlenderte ich durch die glänzend erleuchteten Straßen der weltberühmten Canebière zu. Vom Hafen durchschneidet sie den Börseplatz und steigt sachte die Stadt hinan, in einer Breite, welche der Länge unserer Straßen gleichkömmt. Reihen luxuriöser Kaffeehäuser werden durch geschmackvolle Magazine unterbrochen, deren Spiegel die Lichtwogen vermehren, Mit Recht darf der Marseillaner auf seine Canebière stolz sein. und es ist Keinem zu rathen, sich nach derselben zu erkundigen, wenn er schon darin steht, oder sich in diesem Falle, bevor der Andere zur Antwort ausholt, aus dem Staube machen. Eigentlich,

— jedoch nur im Stillen gesagt, — ist die Canebière nicht sehr lang und wenn man nicht durch den Strom der Spaziergänger beiderlei Geschlechts und durch eigene Neugierde bei jedem Schritt aufgehalten würde, könnte man bequem in drei Minuten von deren Anfang bis an's Meer gelangen, allein da sie durch andere Straßen bis zur Grande-Plaine hinauf fortgesetzt wird, so erscheint sie natürlich länger.

Das größte Kaffeehaus ist das Café de l'Univèrs, dessen Wände und Decke mit vergoldeten Sculpturen im Renaissance-Styl, sowie mit Oelgemälden bekleidet sind. Die innere Ausschmückung allein soll 80,000 Franken gekostet haben. Auf einem vergoldeten Thron, der einem König von Gottes Gnaden keine Schande machen würde, residirt die Frau des Wirths, als irdische Beherrscherin dieses Olymps. Während ich, geblendet von dem Lichtglanz, und stets auf meiner Hut, keine antike oder moderne Gottheit zu chokiren, mich in ein Sammtkanapee fallen ließ, genügte ein Wink der Herrscherin, um zwei Kellner zu meinem persönlichen Dienste zu beordern. Als der duftende Kaffee vor mir stand, wagte ich es, mich in dem Geflimmer umzusehen, und mir meine Umgebung zurecht zu legen. Von gesprächigen Nachbarn erhielt ich manch' schätzbaren Aufschluß und vernahm unter Anderm, daß den andern Tag ein großes Wettrennen stattfinden werde. Mitten im Gespräch verlangte Jemand Papier, um einen Brief zu schreiben, worauf ihm sogleich ein kleines Pult, mit allem Nöthigen, gebracht wurde, indem man diese Schriftstellerei als die natürlichste Sache von der Welt zu betrachten schien.

In einer Seitenstraße der Canebière liegt ein hübsches Café chantant. Kolossale Theaterzeddel stellen eine endlose Zahl von Produktionen, Ouverturen, Symphonien, lyrischen Stücken, Vaudevilles und Ballets in Aussicht. Ohne Entrée

zu bezahlen, tritt man in einen Palmenhain — natürlich von künstlichen Palmen — wählt sich eines der vielen Marmortischchen aus und läßt sich auf einem Fauteuil von rothem Sammt nieder. Die Wände bestehen überall aus Spiegeln und in der Höhe läuft eine Gallerie um den ganzen Saal. Wie in einem Kaffeehause bestellt man, was man will, doch muß die Konsumation doppelt bezahlt und in der Mitte des Abends erneuert werden. Vorhang und Coulissen rühren unzweifelhaft von einem geschickten Dekorationsmaler her. Das Orchester ist vortrefflich, und auch die Vorträge, besonders die komischen, lassen sich hören.

Mich interessirte aber besonders das große Theater. Für zwei Drittheile des Werths erhandelte ich eine Contre-Marke, und ließ mich in's Parterre hineinschieben. Die Zwanglosigkeit scheint hier ihren Culminationspunkt erreicht zu haben. Es ist ein beständiges Heraus- und Hereinlaufen, wobei man sich nicht genirt, auf die Bänke zu steigen und zwar mit Stiefeln, welche von dem tiefen Barometerstand sprechendes Zeugniß zurückließen. Man gab gerade die Jüdin, das Meisterwerk Halévy's, und zwar gut, besonders der Eleazar entwickelte, bei schöner Stimme, dramatisches Talent; dagegen war Spiel und Aeußeres der Recha durchaus nicht der Art, das Verbrechen des Herzogs von Oesterreich in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Nicht allein hinsichtlich der Komposition, sondern auch hinsichtlich des Textes ist diese Oper eine bedeutende Schöpfung. Der edle Jude, welcher, an Glaube und Ehre auf's Tiefste gekränkt, dem Verführer seiner Tochter das Leben geschenkt, wird in Oel gesotten, der doppelzüngige Herzog aber, der allein Schuldige, wird pardonnirt und heirathet die Kaiserstochter. Welche Ironie auf die menschliche Gerechtigkeit! Und doch muß man — die Uebertreibung des Mittelalters abgerechnet — sagen: Partout comme chez nous! —

Nach dem dritten Akt folgte das Ballet. Ein unglückliches Liebespaar hatte im Tode die gewünschte Vereinigung gefunden. Um Mitternacht erhebt sich der Geist des Mädchens und schwebt mit Psycheflügeln durch die Luft zum Grabe des Geliebten, ihn rufend, weckend. Dieser bleibt nicht taub der Geisterstimme und beide geben durch Pantomimen und Tänze das Glück des Wiedersehens zu erkennen. In kunstreichem Reigen verherrlichen zahllose Elfen den Triumph der wahren Liebe. Bald aber ertönt die Glocke, welche den beginnenden Tag verkündet und zur Trennung mahnt. Allmälig verschwinden die Elfen, die Liebenden sind allein, doch nur noch kurze Zeit. Mühe und Schmerz des Scheidens. Mit dem letzten Blick auf das Mädchen verschwindet der Geliebte unter den Blumen, auf welche dieses den Abschiedskuß drückt, um gleich nachher die eigene Ruhestätte aufzusuchen.

In träumischer Stimmung gelangte ich in den Alcazar, ein großes Café chantant, welches mit Arabesken und Sprüchen aus dem Koran über und über verziert und durch Hunderte von Gasflammen erleuchtet ist. Der Saal sammt Gallerie faßt 1500 Personen, welche sich restauriren und damit zugleich ihre Entrée bezahlen. Hier entwickelt sich das Volksleben in seinem ganzen Naturell. Obschon mehrere treffliche Possen aufgeführt wurden, fehlte mir, nach den Eindrücken des Theaters, hiefür Verständniß und Geschmack.

Den andern Tag ermangelte ich nicht, das große Wettrennen auf dem der Stadt gehörenden Landgute Borelli zu besuchen. Preise von 1000, 2000, 3000, und sogar einer von 10,000 Franken hatten viele Bewerber angezogen, unter welchen sich die Grafen von Beauregard, de Lagrange, de Lehndorf, die Barone von Nexon, Rivieres, der Herzog von Morny und der Fürst Demidoff befanden, deren Jockey's in die Farbe ihrer Herren gekleidet waren. Die kreisförmige Rennbahn hat 400

Meter im Umfang, mußte aber, je nach den Preisen, 2, 3 und 4 Mal durchlaufen werden. Trotz der ungünstigen Witterung, hatten sich Tausende von Zuschauern eingefunden. Unter den zahlreichen Equipagen zeichnete sich der Wagen der Gräfin von Castellane durch die Schönheit seines Gespannes von vier Meklenburgerfüchsen mit vergoldetem Geschirr aus. Für einen Schwarm von Cavalieren schien die eine der beiden Insaßinnen, eine Tochter oder Nichte der Gräfin, nicht geringe Anziehungskraft zu besitzen, und wenn die Damen allenfalls in der Absicht gekommen waren, das Wettrennen zu sehen, so sorgten ihre dienstbeflissenen Cavaliere dafür, daß sie hievon so wenig als möglich zu Gesichte bekamen.

Um sich von den Leistungen der Rennpferde einen richtigen Begriff zu machen, muß man selbst zu Pferde sein und dem Rennen eine Zeitlang folgen können. Da mir dies nicht beschieden war, so wandte ich meine Aufmerksamkeit auf näher liegende Einzelnheiten, wie Kleidung und Ausrüstung der Jokey's, deren Abwiegen und Ausgleichung durch Bleigewichte, das Satteln der Pferde u. s. w. Weitaus die meisten Renner waren englische Vollblutpferde, doch war auch arabisches Blut vertreten. Gewöhnlich machen die Jokeys einige Proberitte bis in die Mitte der Bahn, um ihre Pferde anzureiten und in's richtige Feuer zu bringen. Es hat dieß jedoch zur Folge, daß sie nachher nicht mehr stehen wollen. Vor der großen, mit Damen und Notabilitäten besetzten Bühne müssen sie sich nebeneinander aufstellen, und auf das Zeichen, welches ein Mitglied des Comite's mit einer Fahne gibt, gleichzeitig losrennen. Bevor dieß geschehen kann, fliegen jeden Augenblick einzelne Pferde mit ihrem Reiter davon und können nur mit Mühe zurückgebracht werden. Gewöhnlich machen daher alle gleichzeitig links umkehrt und gehen etwa 20 Schritte rückwärts, alsdann wird rechts umkehrt gemacht, und

im gleichen Moment das Zeichen gegeben, welches auch die Distanz vom Ausgangspunkte sei. Da es stark geregnet hatte, so bedurfte es einer besondern Liebhaberei, dem Vorbeisausen der Renner in der Nähe beizuwohnen, auch war es rathsam, während dieses Moments den Mund zu schließen. Anderseits aber kam diese Beschaffenheit des Terrains denjenigen, welche stürzten und alsdann noch ein Stück fortrutschten, sehr zu Statten, wie wenig man es auch nach der raschen Umwandlung ihres Aeußern vermuthen sollte.

Wie überall, macht auch hier Uebung den Meister, und der bloße Anblick der Wettrenner täuscht ungemein. Nicht die schönen, feurigen Pferde wurden Gewinner, sondern leichte Engländer von mittlerer Größe, oder dann Pferde von ungewöhnlicher Kraft. Die, die Anfangs nicht zu halten waren, oder mit großer Force ansprangen, gaben schon bei'm zweiten Ring bedeutend nach und blieben bei'm dritten zurück, während die geübten Renner regelmäßig liefen und erst zuletzt ihr volles Feuer entwickelten. Aehnlich ist es auch bei den Jokeys. Die hübschen, englischen Knaben, in blauen und gelben seidenen Jacken, welche aussahen, wie verkleidete Mädchen, waren leider nicht glücklich, wohl aber alte, vertrocknete Groom's, welchen man die Preise nicht gönnen mochte. Es waren jedesmal nur zwei oder drei Pferde, welche bis zu Ende kämpften; die Uebrigen gaben den Wettstreit früher auf und langten einzeln, im Schritt an. Die wenigen Thiere, welche ausgehalten, besitzen unstreitig das richtige Verständniß ihrer Aufgabe, jede Fiber ist gespannt, die Augen scheinen aus den Höhlen dringen zu wollen, Schaum läuft, oft blutig, aus dem Munde und weißer Schweiß strömt aus allen Poren. Reiter und Pferd scheinen gegen das Ziel hin ihre Anstrengungen und Kräfte verdoppeln zu wollen und zu können, um dem Nebenmann den vierten Theil eines Pferde-

kopfes abzugewinnen. Es kommt vor, daß sie gleichzeitig anlangen, so daß der Preis auf zwei, sogar drei, vertheilt werden muß.

Nachdem man die Thiere, welche in vollem Lauf weit über's Ziel hinausschießen, mit Mühe zum Stehen gebracht, werden sie im Schritt an einen umzäunten Platz geritten, woselbst der Jokey absteigt, dem Pferde den Zaum abnimmt und dasselbe seinen freien Bewegungen überläßt. Nach wenig Minuten aber wird dasselbe wieder gezäumt und eine volle halbe Stunde herumgeführt. Jetzt erst wird der Sattel abgenommen, das Thier gekämmt und gebürstet und sodann, in wollene Decken wohl verwahrt, nach Hause gebracht. Oft hat das zitternde Thier, dessen Fibern nachschwingen, Anfälle von Schwäche, weßhalb die Stallknechte ihm das Maul mit Rhum auswaschen und davon einschütten, bei welcher Gelegenheit sie sich selbst auch nicht vergessen.

Wer Marseille besucht, versäume nicht den zoologischen Garten zu besichtigen und zwar weniger wegen der fremden Thiere, als wegen der herrlichen Aussicht auf die Stadt, Land und Meer. Beim Börsenplatz stieg ich auf die Impériale eines Omnibus, welcher mich durch die Canebière und deren Fortsetzung nach der Grande-Plaine, einem großen, von Baumalleen beschatteten Platz, dessen Mitte ein, von Anlagen umgebener mächtiger Teich, mit Inseln und Springbrunnen ziert, brachte. Dieser hochgelegene Spaziergang, welchem es jedenfalls nicht an gesunder Luft fehlt, ist von Restaurationen, Kaffeehäusern, Tanzlokalen, wie das El-Dorado, Tivoli rc., umgeben und des Abends entspinnt sich hier ein eigenthümliches Leben.

Durch schöne Straßen der Vorstadt gelangte ich zum Jardin des Plantes. Die Eintheilung und Einrichtung ist geschmackvoll. Gleich beim Eingang bezaubern Teiche, Springbrunnen,

Wasserfälle, Felsgrotten, Schaaren von weißen und schwarzen Schwänen, farbige Enten, Kraniche, Flamingo's, Volièren seltener Vögel, ein Geschenk des Generals Jusuf, den Blick. Eine Familie grauschwarzer Kraniche mit weißer Haube, demoiselles du midi, macht einen besonders komischen Eindruck, und wenn diese Thiere, auf einem Fuße stehend, mit zurückgebogenem Hals und halbgeschlossenen Augen in ihre Betrachtungen versunken sind, glaubt man, was Haltung und Ausdruck anbetrifft, wirklich eine ältliche Jungfer zu sehen, welche, in ihren Shwal gehüllt, mit einem air de supériorité den Belustigungen der Jugend beiwohnt. Eine Entenart, Canard de la Caroline, braun, weiß, schwarz, roth und grün gestreift, mit der Haube des Fasans und rothem Schnabel, ist mir durch ihre seltsame Schönheit aufgefallen. Mit den grauen und schwarzen Straußen sollte ich später in ihrem Vaterlande genauere Bekanntschaft machen. Die Löwen, Tiger und Leoparden pflegten der Ruhe in ihren Käfigen, und auch das Krokodil lag unbeweglich auf seinem Stroh und sah aus, wie ein verwitterter Baumstamm. Dagegen war der Elephant besonders guter Laune. Die Weiber, welche seinen Käfig reinigten, hatten ihn herausgeschlossen und als er mit dem Rüssel über die Thüre hineinlangte, ihm Wasser angeschüttet. Dieß schien ihn zu verdrießen und er lief wohl 20 Mal nach seinem Bassin, füllte den Rüssel und suchte die Weiber zu bespritzen, wobei er aber auf dem Wege gewöhnlich wieder die Hälfte Wasser verlor; dann wälzte er sich wie ein Nilpferd im Bassin herum, heulte und brüllte, daß der Boden zitterte, umklammerte die Eisenstäbe, welche er wie Schilfrohr schüttelte, stieg mit den Vorderfüßen auf die Einfassung, ein einziger, ernsthafter Druck und er war frei. Der Wärter beruhigte mich und sagte, er habe ihn selbst schon lange nicht mehr so lustig gesehen.

In der Nähe befindet sich ein schönes Exemplar einer Giraffe, wohl das seltsamste Gemisch verschiedener Thiergattungen, welches existirt. Der Kopf, mit drei Hörnern und langen Ohren, ist halb Pferd, halb Ziege, das Fell wie beim Zebra gefleckt, der Schwanz halb Esel halb Pferd, und ebenso der Huf. Mit ihrer violetten Zunge erwischt sie die Blätter 20′ hoher Bäume. Bei der Länge des Halses ist nicht wahrscheinlich, daß sie schnell laufen könne. Das Rhinozeros, welches ich gerne gesehen hätte, war vor Kurzem krepirt. Es soll an einer unbekannten Krankheit, einer Art von Diarrhoe, gelitten haben, in Folge welcher Gedärme von der Dicke eines Menschen von ihm gingen. Die Adler, Geier, Falken, Hirsche, Elenthiere, Lamas ꝛc. interessirten mich weniger, als die herrliche Aussicht auf das riesige Felsgebirge, auf welchem Marseille, umgeben von zahllosen Villen, liegt, auf das mittelländische Meer mit seinen Buchten, Inseln und Schiffen. Doch allzulange haben wir uns in Europa aufgehalten. Hinüber also, an Afrika's blaue Küsten, in das Land der arabischen Mährchen.

V. Die Seefahrt.

Die Messageries impériales. Der Palast des Prinzen Napoleon. Die königliche Hoheit. Französische Militärzustände. Die Balearen.

Um 11 Uhr Vormittags begab ich mich auf das Bureau der Messageries impériales am Börseplatz. Sie haben Glück, bemerkte ein Angestellter, das beste Schiff, der Mont-Thabor! Dazu flüsterte er mir in's Ohr, eine königliche Hoheit an Bord; da kann es nicht fehlen. — Diese Dampfschifffahrtsgesellschaft, welche im Besitze von 65 Dampfschiffen ist, versieht für die Regierung den Postdienst nach Algerien, aber auch nach Malta, Griechenland, Egyten, Kleinasien und den Häfen des mittelländischen Meeres. Ein Postomnibus transportirte mich und mein Gepäck durch das Gewühl des Hafens an den Mires Gebäuden vorbei, in den neuen Hafen, woselbst ich das schöne Schiff bestieg, in welchem mir sogleich eine Cabine angewiesen wurde. Das Herunterschaffen des Gepäcks in den Schiffsraum verursachte eine heillose Verwirrung, wobei man indeß die Beruhigung empfindet, daß auf einem Schiff Nichts verloren gehen kann. Um 12 Uhr wurden die Anker gelichtet und der Mont-Thabor stach in See. Die Aussicht auf die Stadt und Inseln ist entzückend. Oberhalb der Hafengebäude erbaut die Stadt Marseille einen, beinahe aus lauter Fenstern bestehenden Palast für den Prinzen Napoleon. Wenn damit angedeutet werden will, daß auch die Gedanken des Prinzen immer lauter und durchsichtig sein sollen, so ist der Baustyl gut gewählt.

Ob übrigens mit diesem Geschenk von mindestens einer Million zugleich ein gutes Geschäft gemacht worden sei, darüber wird die Zukunft entscheiden. Das Wetter war herrlich, allein bald machte sich das widrige Gewelle des Golfs von Lyon fühlbar, und die Passagiere, zuerst die Damen, verschwanden vom Schauplatz, um sich in ihrer Cabine in horizontale Lage zu begeben. Um 5 Uhr war Tafel, welche reichlicher mit Gerichten, als mit Gästen besetzt war. Nach dem Kaffee kehrte man auf's Verdeck zurück, um eine Cigarre zu rauchen. Es ist dies wohl der angenehmste Moment des Tages, in welchem die Gesellschaft, welche bei Tische Bekanntschaft gemacht, sich harm- und formlos an einander schließt. Unter den Herren befand sich die königliche Hoheit der Herzog von Brabant mit zwei Cavalieren. Mit dem pausbäckigen „König in Brabant, der zuerst das Bier „erfand," hatte er nicht die geringste Familien-Aehnlichkeit, denn er war ein schmächtiger, langer Mann, mit großer Nase. Anspruchslos und freundlich, bewahrte er das strengste Inkognito, so daß außer dem Kapitän, Niemand um seinen Rang wußte. Das Gespräch drehte sich um französische Büreaukratie in Civil und Militär. Ein höherer Offizier der Administration beklagte sich bitter, daß er beständig zu Inspektionen und neuen Einrichtungen detachirt werde, ohne für seine Translokationen durch Diäten oder Avancement entschädigt zu werden. Auf Avancement habe er übrigens längst verzichtet, da er, wie er wisse, nicht auf „der Liste" stehe und wolle seine Pensionirung geduldig erwarten. Ein junger Pharmazeut erzählte, daß er in Uniform auf der Impériale eines Omnibus gesehen und hierauf verwarnt und sodann, als er auf die schülerhafte Frage eines Vorgesetzten, eine etwas bestimmte Antwort gegeben, in Disponibilität versetzt worden sei. Diese Strafe sei ihm übrigens ganz angenehm, indem er seinen Aufenthalt nehmen könne, wo er

wolle, Nichts zu thun habe, und seinen Halbsold umsonst beziehe. Das schöne Wetter kam besonders den französischen Soldaten auf dem Vorderdeck zu Statten, welche bei Sturm und Regen im Freien kampiren müssen. Das französische Militär, sagte mir ein Offizier in's Ohr, trägt die Stirne im Himmel, die Füße aber stecken im Koth.

Obéir, souffrir et se taire,
Voilà le sort du militire! —

Mit einem letzten Blick auf das, noch immer sichtbare Fort-If, zog ich mich auf meine Cabine zurück, woselbst die Müdigkeit in Kurzem den Sieg über das Geräusch des Wellenschlages davon trug.

Gegen Mittag des anderen Tages begrüßte uns eine Menge großer und kleiner Vögel und bald fuhren wir zwischen den Balearen, Majorka, Minorka und Iviza, oft ganz nahe, so daß wir ihre Städte und Dörfer, ihre Berge, Wälder, Buchten und Waiden, sowie die vielen Leuchthürme, deutlich erkennen konnten, hindurch. Hätte ich mir doch nicht träumen lassen, daß ich dereinst das „Majoricarum und der Insuln" der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karl V. von Angesicht zu Angesicht erblicken und sogar während der Rückreise, in der Bay von Alcudia auf Majorca, zwei Tage vor Anker liegen sollte.

Das herrliche Wetter und ruhigere See hatten die Tischgesellschaft vermehrt, und auch die Damen wurden sichtbar. Obschon man sich die Zeit durch Unterhaltung, Rauchen, Biertrinken und Spazierengehen leidlich vertreiben konnte, so hat das gezwungene Zusammenleben und Zusammenwohnen in den Cabinen etwas Lästiges. Daß man sich indeß an Alles gewöhnen kann, fühlte ich schon beim zweiten Nachtlager, welches zudem das letzte sein sollte.

VI. Algier.

Eindruck der Stadt. Der Hafen. Die Gasthöfe. Die Post. Das französische Militär. Die Bevölkerung. Trachten. Die Moresken. Baustyl. Die untere Stadt. Die Place dü Gouvernement. Der Marschall Bügeaud. Die Mohrenstadt. Gewerbe. Die Café's-maures. Die Casbah. Hußein-Dey. Karl X. Kaiser Karl und Haßan-Agha. Die große Moschee. Das Tribunal des Kadi. Urtheile: Vindication, Ausrichtung. Das Hôpital dü Dey. Das Cafe d'Apollon. Der Marschall Pelissier. General Jussuf. Das Kriegsgericht. Die Silos. Jardin d'Acclimation. Jardin Marengo.

Dumpfes Rollen der Ankerketten, Hin- und Herlaufen auf dem Verdeck, und eine allgemeine, geschäftige Bewegung weckten mich schon um 3 Uhr des Morgens. Wir sind an der Küste! jubelte ich im Stillen, während ich vom Lager sprang, und damit der lästigen Schiffsfamiliarität Valet sagte. Die ruhige See hielt die übrigen Schläfer noch gefesselt, und so war ich der erste Passagier, welcher die afrikanische Küste erblickte.

Wir befanden uns nahe bei Algier. Von Weitem schimmerten die Leuchtthürme von Babel-Oued, die Laternenreihe der Place dü Gouvernement und die Lichter der Casbah. Die Nacht war hell und die Mondscheibe näherte sich dem Kaiserfort auf der Spitze des Sahel, um sich bald dahinter zu verbergen. Die geheimnißvolle Piratenstadt, welche Jahrhunderte sämmtlichen Potentaten Europa's Schach geboten, und die herrlichsten Flotten vor sich zerschellen sah, gleicht einem Berg von Kreide, in welchen einige Bollwerke geschnitten sind. Jetzt, im zitternden Mondesschimmer, war sie einem unermeßlichen Kirchhof, mit weißgetünchten Gräbern, ähnlich. Der ganze Eindruck

hat etwas Geisterhaftes. Horch, da kracht ein Schuß vom Vorderdeck, die dreifarbige Flagge schnellt in die Höhe und der Mont-Thabor mäßigt seine Kraft. Der Lotse führt das Schiff in den wohlbefestigten, nicht allzugroßen Hafen, woselbst es neben einer schwedischen Fregatte die Anker fallen läßt. Ein Boot der Admiralität legt an, um die Depeschen in Empfang zu nehmen und den Herzog von Brabant mit seinem Gefolge abzuholen. Bald kommt ein zweites, drittes und viertes Boot, gefüllt mit halbnacktem Lumpengesindel aller Farben, um die Passagiere und ihr Gepäck zu transportiren. Wer an's Land gehen will, kann es unbehindert thun, die Meisten ziehen aber vor, den Tag abzuwarten. Um fünf Uhr kracht vom Hafen-Fort Bab-el-Oued der Schuß der Tagwache. Einige Tage später las ich im Moniteur algérien unter andern administrativen Aufschneidereien, es seien zu Ehren des Herzogs von Brabant sämmtliche Kanonen gelöst worden.

Das Gepäck sollte zwar zur Untersuchung auf die Douane gebracht werden, da dieselbe aber erst um 10 Uhr geöffnet wird, so ließ ich mich, ohne die geringste Behinderung, mit Sack und Pack an's Land setzen.

Die Quais, längs des Hafens, welche in Marseille von Menschen wimmeln, sind hier öde und verlassen, wenn nicht, was zuweilen geschieht, die Aedilen von Algier den Jahrmarkt hieher verlegen und Karoussels, Seiltänzer ꝛc. das Publikum herziehen. Es sind jetzt großartige Arkaden, das sogenannte Boulevard de l'Impératrice, im Bau begriffen und wenn einmal die Faktoren, welche den Flor des Landes darniederhalten, beseitigt sein werden, so wird der, jetzt öde Hafen, wohl das belebteste Quartier der Stadt werden.

Der Oberkellner des Hôtel de l'Europe führte mich in seinen Gasthof, indem es auch hier Sitte zu sein scheint, die

Fremden abzuholen. Herr von Haller, Präsident der Schulkommission der Stadt Solothurn, in seinem kleinen Werke „Ein Ausflug nach Algier", — welches von ernsthaftem Studium zeugt und jedem Touristen als Vademecum empfohlen werden darf, obschon die von Herrn v. Haller mit besonderer Vorliebe behandelten kirchlichen Institute nicht Jedermann in gleichem Maße interessiren dürften, — empfiehlt das Hôtel de l'Europe, unter Herrn Lejeune, in der Rue de la Marine, allwo man für 6 Franken per Tag eine vortreffliche Pension bekomme. Wie aber Alles in der Welt dem Wechsel unterworfen ist, namentlich aber das Gute, Vortreffliche und Billige, so auch das Hôtel de l'Europe, welches die Rue de la Marine verlassen und sich neben dem Theater angesiedelt hat. Der Herr Lejeune ist zwar noch immer derselbe, ausgenommen, daß er älter geworden ist und in demselben Verhältniß, wie er selbst an Jahren zugenommen, scheint dieß auch mit den Preisen seines Hôtels der Fall gewesen zu sein. Das Nachtlager Europa's kostet nunmehr 3 Franken, das Frühstück 3 Franken 50 Rp. und das Diner 4 Franken, wobei Herr Lejeune vorzieht, daß man fremden Wein trinke, während für mich die Weine Spaniens und Algeriens fremd genug waren. Hiezu kommt der Service, die Wachskerzen, der doppelte Waschlohn und der hundertfache Betrag des verbrauchten Briefpapiers, so daß der Pensionspreis des Herrn von Haller sich zum allermindesten verdoppelt hat. Dessenungeachtet, kann dieses Hôtel, was Zimmer und Reinlichkeit anbetrifft, empfohlen werden, nur nicht als billig. Ich habe nachher im Hôtel d'Orient, dem ersten Gasthof, bedeutend besser und zugleich wohlfeiler logirt; hier scheint Europa nicht nur Ruh, sondern auch Moneten zu bedürfen.

Nach Beendigung der grundsätzlichen Toilette, welche jede Seereise gebieterisch erfordert, begab ich mich nach der Post, um

nach Briefen zu sehen. Durch einen klosterartigen Eingang gelangt man in den viereckigen, palmenbeschatteten Hof, der Aehnlichkeit mit einem Kreuzgange hat. Offiziere und Ordonnanzen reiten bis vor die Fenster der Distribution, binden die Pferde an's Gitterwerk, oder lassen sie frei im Hofe stehen und gehen ihren sonstigen Geschäften nach, so daß die kaiserliche Post einem Feldlager nicht unähnlich sieht.

Man bemerkt überhaupt bald, daß man sich in einer Militär-Kolonie befindet. Beinahe Alles von Bedeutung steckt in Uniform, oder ist wenigstens decorirt. Die Cafés wimmeln von Offizieren. Generäle und Obersten fahren in hübschen Equipagen mit Damen durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit erdröhnt das Pflaster von Munitionswagen und Kanonen, welche mit starken Maulthieren bespannt sind; dazwischen Uhlanen, Spahis und Ordonnanzen, welche in voller Carrière vorbeijagen. In einer Seitenstraße gerieth ich unter einen Trupp Soldaten, von denen einige betrunken waren. Einer besonders riß den geschliffenen Säbel heraus und fuchtelte damit hin und her, indem er auf die Andern eindrang. Kaum hatte ich Zeit, mich schnell an die Mauer des Hauses zu drücken, als er schon bei mir vorbeischoß. Ich muß einen Augenblick blaß geworden sein, denn der Korporal klopfte mir auf die Schulter. Geben Sie nicht Acht darauf, mein Herr, es ist sonst ein guter Kamerad, der heute Geld von Hause bekommen und nun die Compagnie regalirt; wir werden ihn gleich entwaffnen, er käme sonst in die Eisen. —

Unzweifelhaft der wichtigste Eindruck ist aber derjenige, welchen die farbige Bevölkerung hervorbringt. Ein seltsameres Spiel von Racen und Farben kann kaum gedacht werden. Für die europäischen Nationalitäten, Franzosen, Engländer, Italiener, Deutsche, Spanier, Malteser, Mahonnesen hat das Auge kein Interesse, wohl aber für die afrikanischen, und zwar interessiren

uns die Mohren (Mauren) und Juden in türkischer Tracht, Letztere immer in dunkeln Farben, aber reinlicher, zierlicher Kleidung, weniger, als die halbwilden Söhne der Wüste, die Araber, Beduinen, Kabylen und Neger. Sehen wir auf die Kleidung, so ist es, hier in Algier wenigstens, ein Lumpenpack im wahren Sinne des Wortes, nämlich ein Pack von solchen Lumpen, welche ein Lumpensammler aufzuheben Bedenken tragen dürfte. Dieser Eindruck ist so stark, daß er bei vielen Fremden bleibt. Die Hauptkleidung, welche bei Negern und Kabylen die einzige ist, besteht aus einem, bis an die Kniee reichendem, sackartigem Hemd von grauer, mit Kameelhaaren vermischter Wolle. Eine Ecke dieses Sackes dient als Kapuze. Das ganze Gewand ist bei den Meisten zerissen und geflickt. Von den ursprünglichen Bestandtheilen ist nur noch so wenig vorhanden, daß man unwillkürlich zu Betrachtungen über den Zusammenhang menschlicher Dinge veranlaßt wird. Der Beduine wirft über diese Sackfragmente einen zweiten Sack, welchem er sich bemüht, durch kühnen Schwung die Gestalt eines Burnus zu verleihen. Auch alte Neger und Negerinnen tragen eine Art von Burnus, welcher aus übereinander genähten Lumpen aller Farben und Stoffe besteht und jeder Beschreibung spottet. Man begreift, daß diese Leute sich unbeschadet überall niederlegen und ihre Siesta und Nachtlager halten können, wo sie wollen. Unter dem Negervolk findet man die kräftige Race der Goldküste mit stumpfen Gesichtszügen und krausem Haar und die schöne, intelligente des Sudan, auch gibt es Araber, welche beinahe ganz schwarz sind. Sämmtliche Racen haben sich nach allen Richtungen so vermischt, daß die ursprüngliche Farbe selten geworden ist. Die Franzosen haben die Einfuhr von Sclaven durch eine hohe Kopfsteuer erschwert, die Republik diesen Handel ganz abgeschafft und die Sclaven für frei erklärt. Die

meisten Neger sind aber bei ihren Herren in freiwilliger Dienstbarkeit geblieben, indem der Mohamedaner sein Gesinde milde behandelt. Die Mischlinge sind durchaus nicht häßlich, im Gegentheil findet man sogar hübsche Exemplare unter ihnen. Der Araber ist größer, schlanker und von edlern Formen, als der Kabyle. Während Letzterer von röthlich-bäurischer Farbe ist, wechselt der Teint des Ersteren vom Schwarz des Negers bis zum Hellgelb des südlichen Europäers. Im Uebrigen scheint die Verschiedenartigkeit der Gesichtszüge mit den unsrigen bei Weitem nicht so marquant, als sie gewöhnlich geschildert wird, und Exemplare von Kabylen und Arabern könnten so ziemlich auf's Gerathewohl herausgegriffen und in schwarze Fräcke gesteckt werden, ohne in europäischen Salons das mindeste Aufsehen zu erregen. Der vornehme Araber zeichnet sich durch faltigere Gewänder, welche oft blendend weiß sind, aus und während der Kabyle sich mit der Kapuze begnügt, bedeckt er den Kopf mit einem weißen, auf die Achseln herunterhängenden Tuche, welches sorgfältig mit kameelhäärenen Stricken umwunden wird. Während der Pöbel barfuß geht, trägt er kurze, weiße Socken und Schuhe von Glanzleder, welche die Fußspitze abrunden und nur die Zehen bedecken. Nicht ohne Ostentation tragen einzelne Große den Orden der Ehrenlegion, der auf dem weißen Gewande vortheilhaft absticht.

Die Weiber der Araber sind unverschleiert, in Algier bekommt man sie aber selten zu Gesichte, denn sie besorgen die Landwirthschaft und die Großen halten die ihrigen streng eingeschlossen. Desto häufiger begegnet man den Moresken, Weibern und Töchtern der Städte bewohnenden Mohren. Ihr Anzug hat mit dem europäischen auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Der Kopf ist bis zu den Augen hinunter mit einem schneeweißen Wollenschleier umwickelt, welcher hinten bis zu den Knieen reicht.

Ein gleicher Schleier bedeckt Leib, Brust und Gesicht bis zur Nasenwurzel hinauf, so daß nur die Augen und manchmal nur das eine derselben frei bleibt. Dieser zweite Schleier ist doppelt, so daß je nach Convenienz bloß die eine Hälfte emporgehoben werden kann, welche sich alsdann für das geübte Auge als ziemlich durchsichtig erweist, auch wird derselbe gelegentlich etwas gelüftet. Hauptbestandtheil sind weite, faltige, blendend weiße Beinkleider, welche bis zum Knöchel herunter reichen, allwo sie zusammengebunden sind. Die Füße werden mit weißen Strümpfen und weit ausgeschnittenen Glanzlederschuhen bekleidet. Alles dieß ist aber nur das Ausgehkleid, welches die Gestalt unförmlich verhüllt und dem Beschauer allein sichtbar sein soll. Darunter wird ein reiches und komplizirtes Mohrenkostüm getragen. Das schwarze Haar ist mit silbernen und goldenen Schnüren, an welchen Goldmünzen befestigt sind, durchflochten und in gelbe, blaue und rothe Foulards fest eingebunden. Eine Spitzen-chemisette mit Gold- und Silberstickereien ziert Hals und Brust mehr, als sie dieselben verhüllt. Weite, seidene Beinkleider bedecken den Leib bis unterhalb der Kniee. Je nach dem Stande werden zwei, drei Kaftans von kostbaren Seidenstoffen, manchmal von Silber- und Goldbrokat, über einander getragen. Um die Lenden sind diese Gewänder durch einen Gürtel von Goldquasten, mit massiv goldenem Schloß, zusammen gehalten, in welchem ein schmaler Dolch in ziselirter Scheide steckt. Eine türkische Jacke von rothem, blauem oder gelbem französischem Tuch, oder Sammt, mit langen Aermeln schmiegt sich dem Oberkörper an. Dieselbe ist immer mit Gold, Silber oder Seide gestickt und mit verschiedenen Reihen runder, silberner oder goldener Knöpfe besetzt, wird aber vorn offen getragen.

Während das Araberweib arbeitet und die Wirthschaft besorgt, verbringt die Moreske ihre Zeit in süßem Müßigang.

Schon das An= und Ausziehen aller dieser Kleidungsstücke, zu welchen noch eine Menge Schmucksachen, wie Halsbänder, Bracelets für Hände und Füße, Ringe, Ketten, Quasten, Täschchen ꝛc. gehören, das Parfümiren des Körpers mit verschiedenartigen Salben, Oelen und Essenzen, das Färben der Nägel an Händen und Zehen, sowie der Absätze, welches nur, wenn es sorgfältig geschieht, schön, sonst das Gegentheil ist, das leichte Tuchiren der Augenlieder und Augenbraunen, das Marquiren von Stirn und Armen mit bläulichen Sternchen und Schönheitspunkten, nimmt eine beträchtliche Zeit in Anspruch. Rechnet man hiezu die Mohrenbäder, einige Besuche, das Kaffeetrinken, Rauchen, Träumen und Schlafen, so wird man der Verwendung der allfällig noch übrigen Zeit nicht allzu kritisch nachfragen. —

Die Stadt Algier theilt sich in die untere, größtentheils französische Stadt, mit hohen Häusern, breiten Straßen und Plätzen, und in die alte Mohrenstadt, welche den Berg hinansteigt und in die Casbah ausläuft. Hinsichtlich der Baustyle findet sich im französischen Quartier ein Mixtum Compositum, welches seines Gleichen sucht; so z. B. hat man unter den neugebauten Häusern der Rue Babazoun und an einigen andern Stellen, die Arkaden der italienischen Städte angebracht, neben Mohrenhäuser hohe Gebäude mit vielen Fenstern und Spitzdach gebaut, welche auf erstere verächtlich herunter sehen. Hinter den modernen Häuser finden sich noch zahlreiche Straßen oder vielmehr Gäßchen von Mohrenhäusern, welche bis an's Meer hinunter gehen. Dieser Stadttheil scheint der fashionable, das Faubourg St. Germain Algiers gewesen zu sein, woselbst die Bey's und Pascha's ihre Paläste hatten, welche zum größten Theil noch vorhanden und erhalten sind. Auf das Aeußere der Häuser wurde gar Nichts verwandt und die meisten befinden sich in engen, schmalen und dunkeln Gäßchen, wie z. B. der

Palast, in welchem jetzt die Bibliothek und das antiquarische Museum sich befinden, in der dunkeln und abgelegenen Rue des Lothophages liegt. Im Innern erst entfaltet sich der Luxus orientalischer Baukunst. Der untere und obere Stadttheil wird durch eine einzige Hauptstraße, welche sich vom Fort Babazoun bis zum Thore Bab=el=Oued, ungefähr zehn Minuten lang parallel mit der Küste hinzieht, getrennt.

In der Mitte dieser Hauptstraße liegt, gegen das Meer hin, ein großer, mit Asphalt belegter Platz, Place dü Gouvernement, welcher von den Hôtels d'Orient, de la Régence, de Genève, den Cafés de la Bourse und d'Apollon, der großen Moschee und einigen Privathäusern umgeben ist. Man genießt von hier aus die herrlichste Aussicht auf den Hafen, das Meer, die Küste, und die Ankunft oder Abfahrt des Kourriers versammelt immer ein zahlreiches Publikum. Von diesem Platze aus gegen das Fort Babazoun heißt die Hauptstraße Rue Babazoun, gegen das Thor von Bab=el=Oued hin, Rue Bab=el=Oued. Von der Place dü Gouvernement aus, bei dem Café d'Apollon und der großen Moschee vorbei, führt die Rue de la Marine nach dem Hafen hinunter. Früher war dieß die Hauptstraße, allein jetzt zieht sich der Verkehr immer mehr gegen Babzoun und die Vorstädte Mustapha supérieur und inférieur zu. Die Mitte des Platzes ist mit der Reiterstatue des Herzogs von Orleans geziert. Zur Zeit der 48r Revolution sollte dieselbe weggenommen werden, allein das Volk wiedersetzte sich energisch und da die Franzosen nicht gern wegen einer Kleinigkeit Bürgerblut vergießen, so ließ man sie an Ort und Stelle. Täglich von 4 bis 5 spielt eine vortreffliche Militärmusik, seltsamer Weise gerade zu den Füßen des Herzogs von Orleans. Da zu dieser Stunde das ganze elegante Algier beiderlei Geschlechts in großer Toilette

vor dem Diner hier seine Promenade macht, so sieht die Sache wie eine Ovation aus, welche dem orleanistischen Prinzen gebracht wird. Diese Ansicht muß sich einem um so mehr aufdrängen, wenn man weiß, wie sehr diese Prinzen gegenwärtig noch bei Civil und Militär im Andenken stehen. Nicht, daß Algier Louis Philipp viel zu danken hätte, im Gegentheil, die militärischen Maßregeln waren gewöhnlich verkehrt oder unzulänglich und die civilen basirten auf einem niedrigen Aussaugungssystem der Kolonie durch das Mutterland; allein man beschäftigte sich wenigstens anhaltend mit derselben. Die Prinzen namentlich, haben hier gelebt und gestritten, die Interessen der Kolonie kennen gelernt und es wäre sicher besser geworden, — wozu die Regierung des Herzogs von Aumale einen glücklichen Anfang gemacht hatte, — wenn nicht die Februar-Revolution die Augen Frankreichs von Afrika gänzlich abgezogen hätte.

Die Rue Babazoun durchschneidet den Theaterplatz, woselbst ein Quartier neugebauter Häuser steht, darunter das Hôtel d'Europe und das Theater, welches 1,700,000 Franken gekostet hat; denn in Algier kommt Alles, was die Regierung baut, auf das Doppelte und Dreifache zu stehen. Von hier aus führt die industrielle Rue de Chartres nach der, mit einem Springbrunnen gezierten Place de Chartres, woselbst der tägliche Markt und die öffentlichen Auctionen im Freien stattfinden.

Auf der andern Seite, gegen Osten, hat man eine neue Straße, dem Marschall Bügeaud zu Ehren, Rue d'Isly getauft. Auf einem kleinen Platz steht die Bildsäule dieses Mannes, welchem Algerien wohl am Meisten zu verdanken hat. Man wirft ihm zwar den übereilten Friedensschluß an der Tafna vor, welcher aus dem ehrgeizigen Marabut Abd-el-Kader einen Sultan gemacht hat, allein das Frankreich der Gegenwart

ist nicht dasjenige der Zeiten Louis Philipps. Man hatte damals keine Idee von französischen Armeen, welche ohne Noth und Veranlassung gleichzeitig in Syrien, China, Cochin-China, Rom und Mexiko operiren, von Milliarden, welche, ohne Diskussion, den Marotten des Herrschers zur Verfügung gestellt werden. Beinahe sämmtliche Notabilitäten der Opposition und auch Bügeaud selbst, waren für Preisgebung der Eroberung, oder doch für Limitirung derselben auf den Küstenstrich von Algier, gewesen. Die Kammern bewilligten nur ungerne die nöthigsten Gelder und Truppen zu Beibehaltung der Kolonie, welche als ein Krebsschaden Frankreichs betrachtet wurde. In der Diplomatie stand Louis Philipp vereinzelt da und England nahm stets in Beziehung auf Algier eine drohende Miene an. Unter bewandten Verhältnissen konnte eine Niederlage in Afrika den Thron gefährden und es handelte sich daher durch einen raschen Frieden à tout prix Zeit zur Consolidirung der Herrschaft zu gewinnen. Bügeaud handelte daher weniger als Feldherr, als im wohlverstandenen Interesse seines königlichen Freundes, wie er denn auch später die hinausgeschobenen Triumphe der französischen Waffen glänzend nachgeholt hat. Nicht leicht ein Militär kannte so wie er sämmtliche Details des Dienstes, welchen er vom Tambour und Pfeiffer bis zum General hinauf durchlaufen hatte, ohne einen einzigen Grad zu überspringen. Nach der verunglückten Unternehmung des Marschalls Clauzèl auf Constantine, wurde ihm der Oberbefehl übertragen, und da ihm eine Macht von 80,000 Mann und die nöthigen Mittel zur Verfügung gestellt wurden, so nahmen die Dinge sogleich eine günstigere Wendung. Die Eroberung von Constantine, die Schlacht am Isly gegen Marokko, die Ueberraschung der Smala und die Gefangennehmung des Emirs geben Kunde von der Tapferkeit und dem Eifer des Marschalls. Auch für die Administration und Kolonisation

war Bügeaud unausgesetzt thätig und wenn er auch nicht immer die richtigen Mittel gewählt hat, so leuchtet er doch, besonders in dieser Richtung unter seinen Vorgängern und Nachfolgern vortheilhaft hervor. Dabei hatte sein Ehrgeiz immer einen edeln Zweck und obschon Freund des Königs, war er kein gewöhnlicher Höfling. Als ihm für sein Patent, als Herzog von Isly, 24,000 Franken abgefordert wurden, verweigerte er kurzweg die Zahlung, indem er bemerkte, so hoch er auch diese Auszeichnung zu schätzen wisse, so habe sie doch für ihn nicht den Werth von 30 Ochsen aus dem Limousin, welche er für die ihm abverlangte Summe kaufen könnte. Auf die ersten Anzeichen des nahenden Sturmes wurde Bügeaud zurückberufen und mit dem Oberbefehl von Paris bekleidet. Lassen Sie mich nur machen! — sagte er zu dem zaghaften König. Nein, nein, ich weiß schon, was Sie thun wollen, — erwiederte dieser. Vielleicht wäre das Haus Orleans noch auf dem Throne, wenn der König Bügeaud, der allerdings für energische Mittel war, hätte gewähren lassen.

Es gibt noch andere Straßen und Plätze, welche den Namen von Gouverneuren führen, so die Rue Clauzèl, Rue Rovigo, das Passage Pelissier. Der erste erinnert durch seinen Prozeß vor dem Pairshofe an die der Regierung Louis Philipps vorgeworfene, Korruption, der zweite hat nicht nur in Europa, als Mörder des Herzogs von Enghien, sondern auch in Afrika, durch die Niedermetzelung des ganzen Stammes der Ouffias und die Hinrichtung der Kaïd's Mezaoul und El-Arbi, welchen er freies Geleit versprochen hatte, einen blutigen Namen zurückgelassen.

Einige Schritte oberhalb der Place dü Gouvernement, befindet sich ein kleiner Platz, welcher von der Kathedrale, einer frühern Moschee, dem Palaste des Gouverneurs und demjenigen

des Erzbischofs, sowie einigen andern stattlichen Häusern umgeben ist.

Der obere Theil der Stadt, welcher ein großes Dreieck bildet, spottet jeder europäischen Städtecivilisation. Die Rue des Gazelles trägt die richtige Bezeichnung sämmtlicher Straßen der Gegend, welche nur für Gemsen gebaut scheinen, denn eng, steil und dunkel, mit überhängenden Erkern, wie sie sind, glaubt man nur auf allen Vieren mit einiger Sicherheit passiren zu können. Voll Schlupfwinkel und Sackgäßchen scheint die Stadt erbaut zu sein, um sich vor seinen Nebenmenschen zu verbergen. Erst wenn man mit der Bevölkerung der Mohren, Türken, Juden, Neger und Araber einigermaßen vertraut geworden ist, kann man sich an vielen Orten eines unheimlichen Schauders erwehren. Und doch leben alle diese Racen und Mischlinge harmlos neben einander. Da gibt es Metzger, Müller, Bäcker, Gerber, Sattler, Schuster, Schneider, Schmiede, Waffenschmiede, Gürtler, Drechsler, Spengler, Goldarbeiter, Kaufleute und Krämer. Die Boutiquen und Magazine befinden sich gewöhnlich einige Stufen über dem Boden und bestehen in beschränkten Gelassen. Andere liegen, je nach dem Gewerbe, in tiefen Kellerlöchern, so die Gerber und Müller, deren unterirdische Mühlen von Maulthieren, Pferden und Eseln getrieben werden. Von Zeit zu Zeit begegnet man einem mit Arabern gefüllten Kaffeehaus, Café-maure. Der Name klingt großartiger, als die Wirklichkeit. In einer Höhle glimmt aus deren Tiefe ein Kohlenherd, auf welchem ein kupferner Kessel steht. Der Wirth wirft einen Löffel Kaffeepulver und einen solchen mit gestoßenem Zucker in die Tasse, füllt sie mit kochendem Wasser zu und das Getränk ist fertig. Ein Negerknabe bringt den Kaffee; indem er ihn mit dem Löffel umrührt. Ueber den Preis läßt sich nicht stark klagen, denn die Tasse kostet nur einen Sous. Zu beiden

Seiten des Kohlenheerdes liegen ein Dutzend Araber auf einem mit Strohgeflecht bedeckten Schragen und manchmal bezaubert die Zither eines Negers, welcher zwei Töne in gleichen Zwischenräumen wiederholt, die genügsame Gesellschaft. Jede Straße, sei sie groß oder klein, jede Sackgasse (Cul de sac) hat ihre Bezeichnung, jedes Haus, oder Gemäuer, seine Nummer, was einen beruhigenden Eindruck hervorbringt. Die Straßen tragen Namen von Persönlichkeiten, welche mit der ältern oder neuern Geschichte des Landes verwoben sind; so die Rue Jugurtha, Masinissa, Sophronisbe, Barberousse, Sidi Feruch, Charles V., Bosa, Doria, Pescada, Mitcispa, d'Abherbal, d'Astrubal ꝛc.

Auf der Spitze des Hügels liegt die Casbah, jetzt ein nach verschiedenen Richtungen niedergerissenes oder zerfallenes Gemäuer, durch welches die Landstraße führt. Die Höfe und Gebäulichkeiten, so weit sie noch vorhanden und brauchbar sind, dienen als Kasernen, Stallungen, Bureaux und Beamtenwohnungen. In den obersten zwei Höfen stehen einige Kanonen mit ihren Caissons und daneben spaziert eine Schildwache, welcher Gruppen von Zuaven und Turko's Gesellschaft leisten. Bei mehreren Wachtstuben vorbei, gelangte ich unangefochten in das frühere Harem des Dey's, welches jetzt von dem Platzkommandanten, einem französischen Kapitän mit deutschem Namen, bewohnt wird. Dieser Offizier hat sich bemüht, die innern Gemächer, ihren frühern Bestimmung und Einrichtung gemäß, zu erhalten und nachzubilden. Dicke Teppiche bedecken den Boden, Löwen- und Leopardenfelle die Divan's. Ueberall kostbare Waffen, Kaffeeschemel von Ebenholz mit Elfenbein und Silber verziert, Rauchapparate, Schmuckgegenstände und türkische Zierrathen. Eine mit Palmen und Kaktus besetzte Terrasse führt nach einem Pavillon, von welchem aus man Stadt, Hafen und Umgebung

vollständig beherrscht. Hier soll die berühmte Unterredung zwischen dem Dey und dem französischen Konsul stattgefunden haben. Warum hat mir Dein Herr nicht geantwortet? — fragte Hußein-Dey Herrn Deval. Du weißt, o Herr, daß der König, mein Gebieter, nur mit Fürsten seines Ranges Briefe wechseln darf. — Darauf wurde der Dey roth im Gesicht, versetzte dem Konsul einen Schlag mit dem Fliegenwedel und sagte: So nimm das für dich und deinen Herrn! —

Dem ritterlichen Geiste Karl X. verdankt die Welt den Fall des Piratennestes. Leider verblendete ihn sein Sieg und, wenige Wochen nur, folgte der Sieger dem Besiegten in's Exil. Welches aber auch die Motive, welches die unmittelbaren Folgen gewesen, immerhin sind wir Karl X. die verdienstlichste Eroberung des Jahrhunderts schuldig.

Wenn überhaupt ein Platz in der Welt sich zu Betrachtungen über menschliche Dinge eignet, so ist es dieser, im blauen Aether schwimmende Pavillon der Casbah. Was sind Hoffnungen, was sind Entschlüsse! kann man hier ausrufen. Wo sind sie jetzt die Großen und Kleinen, die seit einem Menschenalter hier gelebt und gestritten? wo ist der ritterliche Karl und der tapfere Bourmont? wo der blutige Rovigo? Wo der biedere Bügeaud, und der Herzog von Orleans, der Sohn seines königlichen Gönners? — Sie sind alle dahin und vergessen. König Karl ruht in fremder, ferner Fürstengruft. Der kühne Eroberer Bourmont ließ den eigenen Sohn auf der Wahlstatt, mußte auf kleinem Schiffe nach Spanien flüchten und starb in Dunkelheit. Rovigo, von Gewissensbissen gefoltert, unterlag einer geheimnißvollen Krankheit. Bügeaud folgte seinem König in's Privatleben und in den Tod, wohin ihm der hoffnungsvolle Thronfolger vorangeeilt war. Hier regiert jetzt Kaiser Napoleon, der Neffe, und dessen Pelissier. Der Kommandant

der Casbah ist ein Elsäßer und dessen Planton, der das Biergeld eingesteckt, ein Deutsch sprechender Franzose aus Mömpelgard, der weiland fürstlich-würtembergischen Grafschaft. —

Durch die Casbah geht die Landstraße nach dem Fort Kaiser Karl V., von dessen Besitz das Schicksal der Regentschaft abhängig ist. Die Straße ist auf beiden Seiten von Kaktushecken und Palmen umzäumt, einzelne Gurbis dazwischen, weniger für Araber, als für das Militär bestimmt, links ein Café chantant und Restaurant des Zouaves, rechts ein großer Waschbrunnen für die Soldaten, Baraken, Zelte, eine Windmühle, Mohrenhäuser, Alles umschwärmt von herrenlosen, gelben Hunden, dann rechts die Straße nach dem schön gelegenen El-Biar auf der Höhe des Sahel, links endlich das gewaltige Fort, welches von dem größten Herrn der Welt den Namen trägt.

Es war Lieblingsidee des spanischen Karl, als Protektor der katholischen Christenheit, das Kreuz nach Afrika zu tragen und die Räuber und Plünderer seiner Küsten zu züchtigen. Verschiedene, deutsche, französische und türkische Schlappen sollten durch eine glänzende That wieder ausgeglichen werden. Paul III. mußte einen Kreuzzug gegen die Piraten predigen, fand aber in Frankreich, dessen roi très-catholique der intimste Verbündete des Halbmonds war, taube Ohren. Dagegen hatte Kaiser Karl die auserlesenste Armee unter den ersten Generalen des Zeitalters aufgebracht. Da war der Herzog von Alba an der Spitze des spanischen Adels, unter ihm Ferdinand Cortez, der Eroberer Mexiko's mit zwei Söhnen, die erprobten Generale Pedro von Toledo und Ferdinand Gonzaga an der Spitze der Neapolitaner und Sizilianer, die Colonna, Spinola, Doria, welche die Quintessenz der italienischen Banden an sich gezogen, Urbino d'Anguillara mit einem päpstlichen Geschwader, 150 Malteser, endlich Karl selbst mit seinen Deutschen und Wallonen

im Ganzen 24,000 Mann Kerntruppen. Ueber 500 Schiffe, mit 12,000 Matrosen und Seesoldaten, unter dem Seeheld Andreas Doria trugen das Heer an die afrikanische Küste. Hier, an dieser Stelle war es, wo Karl sein Zelt aufgeschlagen und das, zu seinen Füßen liegende Algier zur Uebergabe auffordern ließ. Den Türken wurde freier Abzug, den Mohren Eigenthum und Religionsübung zugesichert. Als die Piraten die zahllose Flotte der Christen erblickten, ergriff sie panischer Schrecken. Kair-ed-Din war in Konstantinopel und nur 800 Türken und 6000 Mohren befanden sich in der Stadt. Der Divan rieth zur Flucht und das Ende der Regentschaft schien gekommen. In dieser verzweifelten Lage war es Hassan Agha, der Statthalter Kair-ed-Din's, welcher allein den Muth nicht verlor. Den Friedensboten antwortete er: Auch er zähle auf den Schutz des Allmächtigen; den Soldaten des Kreuzes werde er die Bekenner des Islams entgegenstellen und mit Hülfe des Propheten werde sich zu den Niederlagen Francesco de Veros und des Marquis Moncada noch diejenige Karl V. gesellen! —

Der erbitterte Kaiser rüstete sich zum Angriff; allein der Gott, welcher sonst so sichtbar das Zeichen des Kreuzes beschützt, schien dießmal den spanischen Stolz demüthigen zu wollen. Ein furchtbarer Sturm zerstreute über Nacht die Flotte, deren Trümmer das Ufer bedeckten. Auf drückende Hitze folgten Frost, Windstöße und eine Sündfluth von Regen. Die Thore der Stadt öffneten sich und Haßan-Agha warf seine Reiterhorden auf die demoralisirte Armee. Die Bande der Ordnung lösten sich und trotz heldenmüthigen Wiederstandes der Malteser und Spanier, wurden zuletzt auch diese von der allgemeinen Flucht mit fortgerissen. Die Schlacht war verloren.

Es mußte ihn gewaltig verdrießen, den stolzen Beherrscher zweier Welttheile, das Zeichen zum Rückzug und zur Wiedereinschiffung geben zu müssen. Vergebens beschwor ihn der große Ferdinand Cortez auf den Knieen, ihm an der Spitze der Spanier einen Sturm zu gestatten — wo Karl gezaudert, durfte selbst ein Cortez nicht siegen! — Mit Verlust vieler Menschen und Schiffe zog sich der Herrscher der Welt vor Hassan, dem Piraten, zurück. —

Außer diesem Fort, sind die Höhen des Sahel mit einer Reihe von Fortificationen, welche, nach dem gegenwärtigen Stande der Befestigungskunst, Stadt und Hafen uneinnehmbar machen, bekränzt. Für einstweilen aber dehnte ich meine Wanderung nicht weiter aus und stieg, nicht ohne Mühe, durch die steilen Gäßchen auf den Gouvernementsplatz herunter, woselbst gerade die Militärmusik, umgeben von sämmtlichen Flaneurs aller Klassen und Farben, spielte. Gegenüber erhebt sich das Minaret der großen Moschee, in welche Niemandem der Eintritt verwehrt ist. Dem Erbauer derselben, einem Christensclaven, wurde der Kopf vor die Füße gelegt, da es sich zeigte, daß er in den Fundamenten das Zeichen des Kreuzes nachgeahmt hatte. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieß das billigste Architektenhonorar ist.

Vor dem Eingang, sowie im Hofe befindet sich ein laufender Brunnen, in dessen Becken der Muselmann sich Gesicht, Hände und Füße wascht, bevor er, mit ausgezogenen Schuhen, das Palmengeflechte betritt, welches den Boden bedeckt. Hier wirft er sich alsdann mit dem Gesicht gegen Osten nieder, und zwar nicht vor einem Symbol, sondern vor dem unsichtbaren, alleinigen Gott, demüthigt sich, indem er öfter mit der Stirne den Boden berührt und verrichtet seine Gebete. Neben dem Eingang der Moschee und an diese angebaut, ist das Tribunal des Kadi. Das Haus Gottes und der Sitz der irdischen Gerechtigkeit sollen

zusammen verbunden sein. Der Richter urtheilt nicht nach dem Gesetzbuche eines beliebigen Juristen, der Kreatur des jeweiligen Machthabers, sondern nach dem Koran, dem unwandelbaren Gesetzbuch des Propheten, dessen Sprüche seit Tausend und mehr Jahren Gesetz, Recht und Religion des Muselmanns bilden. Zur Linken ist eine Art Sacristei, welche dem Kadi als An- kleide- und Erholungszimmer dient, zur Rechten das Sitzungs- zimmer des Medjeles, der dem Gerichtshof beigeordneten Juristenfacultät mit consultativer Bedeutung. Auf den Zinnen, welche die Moschee umgeben, standen und lagen Adul s, Schrift- gelehrte und Advokaten, im Schatten der Palmen herum, er- freuten sich der leichten Bise, welche vom Hafen heraufwehte und überließen sich ihren tiefen Betrachtungen. Der Kadi aber, welcher in der Sacristei seine Toilette beendigt hatte, trat in's offene Gerichtszimmer und setzte sich mit gekreuzten Beinen auf seinen Teppich. Er hatte die Schuhe ausgezogen und trug gelbe Pantoffeln. Um die Schultern hatte er einen langen, roth- gestreiften Shwal geworfen und der hohe, weiße Turban war heute ebenfalls mit einem rothen Foulard verziert. Im Uebrigen ist er ein stattlicher, alter Mann, mit graugesprenkeltem Bart und verdrießlichem Ausdrucke. Man sieht ihm an, daß wohl manches in der Regentschaft nicht nach seinem Wunsche liegen mag. Ich ersuchte meinen Begleiter, einen Anwalt, mich ihm vorzustellen, worauf der Kadi mich neben sich setzen oder besser legen hieß. Auch die Schreiber und Beisitzer beeilten sich, mir mit verbindlichem Lächeln Platz zu machen. Die Partheien wurden von dem Gerichtsdiener eingeführt, küßten dem Kadi die Schulter und begannen ihre Vorträge. Größeres Interesse, als eine bloße Relation der Verhandlungen, dürfte die wörtliche Uebersetzung eines Urtheils erregen.

Lob dem alleinigen Gott!

Wir Napoleon III, durch die Gnade Gottes und das allgemeine Stimmrecht Kaiser der Franzosen, thun kund und zu wissen:

Der Schriftgelehrte, Si-Ali-Ben-El-Karkari, bei der Mahakma agregirter Advokat, Namens und im Auftrag des Si-Ahmed-L'Akhdar-Ben-Si-Mustapha-Ben-Zecki und mit gehörig beglaubigter Vollmacht versehen, welche von den Beisitzern verifizirt worden ist,

hat gegen den Bruder seines Mandanten, den Si-Allaoua-Ben-Si-Mustapha eine gerichtliche Klage erhoben, dahin gehend, daß Letzterer seinem Mandanten alle Güter, als da sind: Mobilien, Vieh, Liegenschaften, Hülsenfrüchte, Ackergeräthschaften, Heerden 2c., welche derselbe ihm vorenthalte, zurückerstatten solle, indem er Miteigenthümer derselben sei.

Er gründet seine Klage auf folgenden Sachverhalt:

Die beiden genannten Brüder und ein dritter Bruder, Namens Bel-Kaßem, der schon lange verstorben sei, sollen die Güter, welche ihr Vermögen bilden, gemeinschaftlich besessen haben.

Nach dem Tode Bel-Kaßem's zahlte Si-Allaoua der Wittwe desselben ihren Erbantheil aus, fuhr aber fort, Alles Uebrige allein zu verwalten, indem sein Bruder Ahmed-L'Akhdar unfähig war, seine Geschäfte zu besorgen (Moula Alehi). Das Gesammtvermögen gehörte somit den beiden Brüdern Ahmed-L'Akhdar und Si-Allaoua zu gleichen Hälften, indem sie ihren Bruder Bel-Kaßem in gleicher Weise beerbt hatten.

Heute tritt nun Si-Ali-Ben El-Karkari, Namens seines Klienten, vor den Kadi des ersten Gerichtskreises in Algier, um seine Rechte gelten zu machen und Gerechtigkeit zu erlangen.

Gleichzeitig ist neben ihm Si-Moktar-Ben-El-Aribi, Namens und im Auftrage des genannten Si-Allaoua, aufgetreten und zwar ebenfalls mit gehörig beglaubigter Vollmacht, welche von den Beisitzern richtig befunden worden ist.

Nachdem der Kläger Si-Ali-Ben-El-Karkari in erwähnter Weise seine Klage begründet, antwortete ihm Si-Moktar wie folgt:

Zwischen Si-Allaoua und seinen zwei Brüdern habe keine Gemeinschaft bestanden. Beim Tode ihres Vaters sei dessen Verlassenschaft zwischen ihnen und ihren andern drei Brüdern: El-Cherif, Ibrahim und El-Arbi regelrecht getheilt worden, jeder habe seinen Antheil bezogen, ausgenommen Ahmed L'Akhdar, dessen Quote unter Verwaltung des Si-Allaoua, als dessen gesetzlichen Vormunds und Vermögensverwalters, geblieben sei.

Gleichzeitig produzirt Si-Moktar zwei authentische Aktenstücke, datirt von der 2. Decade des Monats d'Joumad El-Tani des Jahres 1266 (24. April bis 8 Mai 1850) gesiegelt mit dem Amtssiegel des Kadi-Maleki jener Zeit, des rechtskundigen, gelehrten El-Taieb-Ben-El-Kired und unterzeichnet durch zwei seiner Aduls. Die unterzeichneten Beisitzer haben die Unterschriften geprüft.

Aus diesen beiden Schriftstücken ergibt sich wirklich, daß unter den sechs genannten Brüdern eine Theilung vorgenommen worden ist, daß Jeder seinen Antheil, welcher 1000 Franken betrug, bezogen hat, ausgenommen der, unter Vormundschaft stehende Ahmed-L'Akhdar, dessen Antheil in Händen seines Vormundes und Bruders Si-Allaoua geblieben ist.

Dieß ist der Standpunkt des Beklagten.

Diesen Gründen gegenüber replizirt Si-Ali-Ben El-Karkari in folgender Weise:

Wir sind einverstanden, daß zwischen den sechs Brüdern eine Theilung stattgefunden hat, wie dieß übrigens auch die Schriften beweisen; allein was geschah weiter:

Nach dieser Theilung vereinigten sich die drei Brüder Bel-Kaßem, Ahmed-L'Akhdar und Si-Allaoua und legten die Erbschaftsquoten zusammen. Seither sind sie stets associrt geblieben, weil sie von derselben Mutter waren, und dieses, ihr gemeinschaftliches Vermögen hat sich bedeutend vermehrt.

Zum Beweise seiner Behauptungen stützt sich Si-Ali-Ben El-Karkari auf nachfolgende Argumente.

Zunächst produzirt er einen gerichtlichen Akt, datirt von der 2. Decade des Monats Redjeb des Jahres 1276 (13—22 Februar 1860), gesiegelt mit dem Amtssiegel des Kadi-Hanefi jener Zeit, des rechtsgelehrten, edeln Si-Ahmed-Ben-Djelloul, unterzeichnet von zwei seiner Aduls, welchen Akt die beiden anwesenden Beisitzer sorgfältig geprüft haben.

Aus diesem Akte ergibt sich, daß Si-Allaoua der Wittwe seines Bruders Bel-Kaßem, der Oun-Hani-Bent-Ibrahim-Ben-el-Hadj'-Ammar-el-Telergma, einen Theil der Verlassenschaft ihres Mannes ausgegeben habe, daß diese sich hiemit begnügt und auf die übrige Succession, Vieh, Hülsenfrüchte, liegendes und fahrendes Gut, verzichtet habe.

Wenn also, urgirt Si-Ali-Ben-El-Karkari, keine Gütergemeinschaft zwischen Si-Allaoua und Ahmed-L'Akhdar existirt hätte, so würde Si-Allaoua sicherlich auch seinem Bruder dessen Erbtheil an der Verlassenschaft Bel-Kaßem's zugetheilt haben, weil er sich aber begnügte, die Wittwe für ihre Ansprüche abzufinden und über diejenigen seines Bruders stillschweigend hinwegging, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß zwischen ihnen Gütergemeinschaft obwaltete und die Verwaltung des Ganzen in seiner Hand lag.

Es kommt hinzu:
daß ich früher einmal Si-Allaoua ersucht habe, seinen Bruder Ahmed-L'Akhdar in Besitz seines Vermögens zu setzen und zu diesem Ende eine Theilung vorzunehmen. Si Allaoua, weit entfernt, die Gütergemeinschaft in Abrede zu stellen, kam meinem Wunsche entgegen; wir setzten Tag und Stunde fest, wann wir mit den Aduls in seiner Wohnung zusammen kommen wollten, um ein Inventar aufzunehmen und alsdann zur Theilung zu schreiten.

Nach dieser Uebereinkunft wandten wir uns an den Kadi mit dem Gesuche, uns zwei seiner Aduls zur Aufnahme besagten Inventars mitzugeben. Die Sache kam aber nicht zur Ausführung, weil Si-Allaoua seine Meinung änderte und den Wunsch aussprach, die Societät mit seinem Bruder fortzusetzen.

Wie kommt es, schließt Si-Ali, daß er damals die Gütergemeinschaft nicht in Abrede stellte, während dieses nun heute geschieht? —

Dieß ist der Stand des Prozesses, sowohl was die Klage, als was deren Beantwortung anbetrifft.

Nachdem der Cheik-Kadi die Sachlage wohl erwogen, hat er dem Si-Ali-Ben-el-Karkari den Beweis aufgelegt, daß nach dem Tode des Vaters zwischen den drei Brüdern Gütergemeinschaft bestanden habe.

In Folge dieser Auflage hat Si-Ali-Ben-El-Karkari nachfolgende, ehrenwerthe, respektable Personen vorgeladen:

1) Si-Mohammed-Seghir-Ben-Zekri.
2) Si-Mustapha-Ben-Narbi.
3) Hadj'-Mohammed-Ben-El-Aïd, Tabakshändler.
4) El-Dridi-Ben-Mohammed, Wollhändler.
5) Si-Hamdan-Ben-Si-Ahmed-Ben-Ali-Rodja.
6) Si-Brahim-Ben-El-Abiad.

7) Si-Mohammed-Ben-Omar, ein Adul der Mahakma des Kadi des 2. Gerichtskreises.
8) Si-Mohammed-Ben-El-Mouloud, ein Adul des Kadi, dessen Siegel über diesem Urtheil steht.
9) Si-Haßan-Ben-Hußein.
10) Si-Haßan-Ben-El-Abiad.
11) Si-Mohammed-Ben-Mustapha.
12) Si-Mohammed-Ben-El-Hadj'-Taüb, Kaufmann,

welche alle bezeugen, daß die genannten drei Brüder nach Theilung der Verlassenschaft ihres Vaters sich associrt und ihre Antheile zusammengelegt haben und daß diese Vereinigung in der Weise bis zur Stunde fortgedauert habe, daß ihr Vermögen nur eine Masse bilde und alle Geschäfte gemeinschaftlich seien.

Diese Aussagen erscheinen nicht bestreitbar und die Thatsachen, auf welche sie sich beziehen, sind an und für sich weder zweifelhaft noch dunkel.

Nachdem der Kadi also diese Aussagen vernommen, und sich die Artikel des Gesetzes über die Zeugen vergegenwärtigt hat

und in Anbetracht, daß zwölf Personen über dieselben Thatsachen sich gleich geäußert, und in besonderer Berücksichtigung, daß unter diesen zwölf Personen zwei sich befinden, welche die Funktionen eines Aduls bekleiden, nämlich Si-Mohammed-Ben-El-Mouloud und Si-Mohammed-Ben-Omar und die andern ebenfalls durch ihre Geradheit und Wahrheitsliebe bekannt sind,

hat es dem Kadi aus diesen Gründen geschienen, daß die Klage des Si-Ali-Ben-El-Karkari begründet und die Gütergemeinschaft zwischen den drei Brüdern hinlänglich nachgewiesen sei.

Der Gegenbeweis kann somit dem Si-Allaoua nicht gestattet werden, weil eben die Zeugen so sind, wie sie beschrieben wurden.

Bei seiner Entscheidung hat sich der Kadi auf die Schriften des Schriftgelehrten Tohafet-El-Hakkam und auf den Commentar des Cheikh-Mégara-El-Ibu-Seruda gestützt.

In Folge dessen hat der gnädige Kadi, welchem Gott beistehen und ihn in hohem Range erhalten möge, sich dafür entschieden und das Zeugniß seiner Beisitzer gegen sich angerufen: daß die Gütergemeinschaft zwischen Ahmed-L'Akhdar und Si-Allaoua unbestritten feststehe.

Daß Si-Allaoua seinem Bruder dessen Antheil aushinzugeben habe, welcher die Hälfte von Allem begreift, was Ersterer gegenwärtig in Händen hat, indem beide im selben Verhältniß von Bel-Kaßem geerbt haben.

Um übrigens den testamentarischen Bestimmungen des Verstorbenen nachzukommen, soll ein Drittheil den Armen und der Rest den beiden Brüdern, jedem zu einem Drittheil zukommen. Die Vorwegnahme des ersten Drittheils geschieht nicht in Folge der gegenwärtigen Verhandlungen, sondern in Folge einer besondern Willensverordnung, wie dieß die beiden Beisitzer bezeugen werden.

Sollte Si-Allaoua gegen dieses Urtheil appelliren, so soll alsbald zu einem Inventar über das ganze, zur Zeit in seinen Händen befindliche, Vermögen geschritten und eine Schatzung der Einnahmen und des Ertrags der Liegenschaften vorgenommen werden. Der Kadi wird alsdann einen Administrator bezeichnen, welcher sämmtliche Vermögensobjekte so lange verwaltet, bis die Sache rechtskräftig entschieden sein wird. Diese Maßregel erscheint als nothwendig, damit von Seite Si-Allaoua's nichts beseitigt werden könne.

Das Urtheil ist vollständig, deutlich, umfassend und exequirbar seinem ganzen Inhalt nach.

Wir beauftragen und befehlen daher sämmtlichen Magistratspersonen, Beamten, Angestellten, Commandanten und Offizieren der öffentlichen Macht, das vorliegende Urtheil zu exequiren oder exequiren zu lassen, bei der Hand zu sein und nöthigenfalls

Gewalt anzuwenden, wenn sie in gesetzlicher Form hiefür angegangen werden sollten.

Zu Bekräftigung dessen, sowie zur Bezeugung der Rechtskraft und Authentizität, ist dieses Urtheil durch den Cheikh-Kadi und die zwei beigesessenen Aduls unterzeichnet worden.

Unterschriften:
Mohammed-Ben-Bel-Kaßem.
Mohammed-Bekkar-Ben-el-Narbi.
Mohammed-Larguede-Kadi.

Diejenigen, welche diesen Verhandlungen gefolgt sind, deren Richtigkeit sie, sowie die Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher sie hier relatirt worden sind, nebst der Identität vorstehender Unterschriften bezeugen:

Datum und Unterschriften:
Si-Ahmed-Ben-Ouzev-Ahmed.
Soliman-Ben-Ali-Ech-Charmi.
El-Tahos-Ben-Maimoun-el-Abassi.

Weniger durch die Verhandlungen, als durch das harte Lager ermüdet, wollte ich aufbrechen, als einige Schleier meine Aufmerksamkeit erregten. Die Weiber dürfen nämlich wohl das Tribunal, aber nicht die Moschee betreten. In Ersterem haben sie ein eigenes Gelaß, welches mit einem vergitterten Fenster, gegen den Sitz des Kadi zu, versehen ist.

Zohra-Bent-Ali-Ben-Nourallah, Wittwe des Mohammed-el-Djebrouni klagt gegen ihren Sohn Sid-Ali-Ben-Mohammed auf Ausrichtung. Dieser bedauert, seiner Mutter nicht entsprechen zu können, indem der Vater sämmtliches Besitzthum als Habous (eine Art Fideicommiß) erklärt habe. In seiner dießfallsigen Verordnung hatte er sich Verschiedenes vorbehalten und zwar 1, daß er selbst den Nießbrauch dieser Güter lebenslänglich behalten, dieselben durch wen immer mit genießen

lassen, resp. vom Genuß desselben ausschließen und dieselben ganz oder theilweise verkaufen könne. 2. Nach seinem Tode soll der Nießbrauch seinen Kindern, mit Ausschluß der Weiber, zukommen, es wäre denn, daß Letztere in Armuth gerathen würden, in welchem Falle sie die Hälfte eines Sohnesantheiles erhalten sollen.

Das Urtheil war bald fertig. Nach der Geschichtserzählung lautete dasselbe ungefähr so:

Lob dem alleinigen Gott!

Wir Napoleon III ꝛc. . . . .

. . . .

In ihrer Eigenschaft als überlebende Gattin des Mohammed-El-Djebrouni hat Zohra-Bent-Ali-Ben-Naurallah auf denjenigen Erbantheil Anspruch, welchen Vers 14, Kapitel IV des Korans ihr einräumt, nämlich:

„Wenn keine Kinder vorhanden sind, so soll die Frau den „Viertheil der ganzen Verlassenschaft, sind welche da, den achten „Theil, nach Abzug der Schulden und Vermächtnisse, erhalten."

Und Vers 17 woselbst es heißt:

„Dieß sind die Gebote Gottes."

Abgesehen davon, daß der Habous, wie er bestellt ist, mit der Reservation, die Güter veräußern zu dürfen, auf Gültigkeit keinen Anspruch machen kann, ist es dem Muselmann nicht gestattet, die Gebote Gottes durch Privatverkommnisse zu beschränken.

Da ein Sohn vorhanden ist, so reduzirt sich der Erbantheil der Wittwe auf einen Achtel.

Der Cheikh-Kadi, dem Gott beistehen und ihn in hohem Range erhalten möge, hat daher verordnet:

Es sei durch zwei seiner Aduls ein Inventar über die Erbschaft vorzunehmen, dieselbe zu schätzen, worauf Sidi-Ali den achten Theil seiner Mutter auszuhinzugeben habe. —

Eine kleine halbe Stunde von Algier in der Vorstadt Hußein-Dey ist ein großartiger Jardin d'Acclimatation angelegt, in welchem alle wichtigen Gewächse südlicher Zonen, wie Dattelpalmen, Bananen, Baumwollenstauden, Kaffeebäume, Zuckerrohr, Kaktus, Aloë's, Citronen, Orangen, Feigen, Wachs- und Gummibäume gezogen werden. Selbstverständlich bedürfen verschiedene dieser Gewächse günstiger Verhältnisse und sachkundiger Behandlung. Für Botaniker und Gärtner muß diese ausgedehnte Anlage ein wahres El-Dorado sein und den Wunsch erwecken, in einer der umliegenden Villen einen längern Aufenthalt zu machen. Zur Unterhaltung des Publikums sind umzäunte Gärten mit Gazellen, Straußen, Affen und seltenem Geflügel vorhanden.

In entgegengesetzter Richtung erstreckt sich die öffentliche Promenade des Jardin Marengo vom Thore Bab-el-Oued, längs der Stadtmauer, bis hinauf zur Casbah und gewährt eine prachtvolle Aussicht auf Stadt und Meer. Früher war hier der arabische Kirchhof. Rovigo gestattete dem Oberst Marengo die Sträflinge zur Anlage eines Parks zu verwenden, was die muhammedanische Bevölkerung, welcher Gräber heilig sind, auf's Tiefste verletzen mußte.

Marengo selbst war ein alter Grognard des Kaiserreichs. Korse von Geburt, war sein eigentlicher Name Cappone (Kapaun). In der Schlacht von Marengo bemerkte Napoleon einen Pfeiffer, welcher lustig drauflos pfiff, während die Kugeln ganze Reihen hinter ihm abmähten. Wie ist dein Name? — Cappone. — Du sollst dich künftig Marengo nennen! — Der Pfeiffer ist bis zum Oberst gestiegen, soll aber ein verdrießlicher, despotischer

Mann gewesen sein, welcher die Gefängnisse unter sich hatte, und von seinen Untergebenen ebenso gefürchtet als verwünscht wurde. Er ist kürzlich gestorben. In der Mitte des Gartens befindet sich eine Säule zu Ehren des großen Napoleons mit der Inschrift: Il a rêvé cette conquête! wobei man hinzuzufügen versucht wird: Il a rêvé bien des choses. —

Mein Beruf und Reisezweck brachte mich mit Advokaten und Magistraten in Verbindung, welche mir Gelegenheit gaben, das Gerichtswesen der Kolonie kennen zu lernen. Am meisten erfreute mich die Wahrnehmung, daß selbst in diesem fernen Lande die französische Magistratur ihre Respektabilität und Selbständigkeit zu wahren gewußt hat und sich hiedurch vor dem administrativen Schlendrian vortheilhaft auszeichnet. Ein Wucherer, ein Betrüger, oder ein Mensch, welcher seine Geschwister übervortheilt und mit Civil- und Kriminalklagen verfolgt, oder wer des Geldes wegen eine Blinde, Taube oder Blödsinnige heirathet, Krüppel in die Welt setzt, Maitressen hält, oder sonst zu Allem fähig ist, könnte es hier nicht lange treiben. Selbst Machthaber müssen in Frankreich auf die öffentliche Meinung Rücksicht nehmen und ganze Collegien würden in Corpore ihre Entlassung verlangen, während es anderswo schon vorgekommen sein soll, daß man solche Vögel an die Spitze der Justiz gestellt hat und zwar nicht deßhalb, weil man sie allenfalls nicht gekannt hätte, sondern gerade, weil man sie zu Allem fähig hielt. Es gibt der Prozesse gar mancherlei und nicht Jeder bedarf einen gerechten Richter. Wer beständig Prozesse hat, bei welchen Millionen auf dem Spiele stehen z. B. wird vorzugsweise auf einen günstigen sehen. Ist der günstige dann noch gerecht dazu, so gehen die Sachen ja ganz charmant.

Mit einem Freunde besuchte ich das Palais de Justice und sehe mich veranlaßt, die Eindrücke der Verhandlungen kurz zu schildern.

Es muß ein vornehmes Haus gewesen sein, in das wir treten, denn es besitzt 2 Stockwerke und 2 viereckige Höfe, nach welchen hier bekanntlich die Fenster und Thüren ausmünden. Der Springbrunnen, in welchem der Scheikh sich die Füße wusch und die Palmen, unter welchen er seinen Tschibouk rauchte, sie sind verschwunden, und während der Besitzer, von zahllosen Houris bedient, in Mahomeds Gärten lustwandelt, dient sein stiller Wohnsitz zum Tummelplatz über das leidige Mein und Dein. Da es noch nicht 12 geschlagen hat, so haben wir Zeit, auf einer in der Mauer angebrachten Treppe von glasirten Steinen auf die, von kleinen Marmorsäulen getragene, Gallerie zu steigen, um im Advokatenzimmer den Kaffee zu nehmen, welchen uns ein Negerknabe schon gezuckert servirt. Hier sitzen, oder vielmehr liegen sie auf ihren Sophas, die tapfern Vertheidiger der Wittwen und Waisen. In der faltigen, mit Hermelin besetzten Toga machen sie sich nicht schlecht, sind übrigens gebildete, höfliche Leute, welche uns gerne über Alles Aufschluß geben. Doch es schlägt die Stunde und der Gerichtsdiener meldet den kaiserlichen Hof, dessen 9 Räthe ihre Fauteuils einnehmen. Es entspinnt sich eine vertrauliche Unterredung über verschiedene Vertagungen zwischen dem Präsidenten und den Anwälten, worauf eine Appellation des Gerichtshofs von Constantine in Behandlung kömmt. Es handelt sich darum, ob bei'm Verkaufe einer Liegenschaft das Vieh, die Geräthschaften und Zubehörde mit inbegriffen gewesen sei und in wie weit. Jeder Theil hat da natürlich sehr viel zu sagen, wobei wir beiläufig das zuvorkommende, höfliche Benehmen des Präsidenten gegen die Advokaten bemerken und zwar schon deßhalb, weil in einem andern, allerdings

sehr entfernten Lande, der erhöhte Sitz manchmal ein Privilegium für das Gegentheil zu verleihen scheint. Doch wir sind mehr für das Schwert der Gerechtigkeit. Steigen wir also in den Nebenhof, allwo das Polizeigericht Sitzung hält. Da wir Fremde sind, so steht natürlich Alles auf, um uns die besten Plätze — nämlich auf der Advokatenbank selbst — einzuräumen. Auf einer Estrade thront die richtende Trias, in einer geschlossenen Kanzel der Staatsanwalt. Das Auditorium hinter und über uns bietet eine unbeschreibliche Mannigfaltigkeit durch alle Schattirungen vom ebenholzfarbigen Neger bis zum Mauren, Araber, Malteser, Spanier und Franzosen. Unter den Säulenhallen verräth eine Schaar Arabesken und Moresken ihre Gegenwart weniger durch ihre weißen Gewänder, als durch einen betäubenden Moschusgeruch. Der vorsitzende Rath, ein stattlicher Mann mit blondem Backenbart, besitzt in hohem Grade das Haupterforderniß seines Amtes, nämlich eine vortreffliche Lunge. Es gibt Verhältnisse, über welche Zeugen und Angeklagte, trotz aller Mahnungen, sich immer befangen und deßhalb leise aussprechen. Der Präsident pflegt daher jede Antwort laut und deutlich zu wiederholen, wie denn überhaupt das ganze Verfahren dazu da scheint, den Sachverhalt vorzugsweise dem Publikum deutlich zu machen, was auch ganz in Ordnung ist.

Zuerst wurden schnell ein Paar Jagdfrevel abgehaspelt. Pedro und Carlos Colonna hatten mit Leimruthen Wachteln gefangen, und zwar, was das Schlimmste war, ohne Patent. Herr Bonamisch, kaiserl. Courtier, von Livorno, hat ein Patent gehabt, allein es war abgelaufen und er hatte bereits um ein anderes geschrieben, welches auch wirklich 4 Tage später anlangte. Es mußte sonach mit dem T..... zugegangen sein, daß er gerade während dieser 4 Tage von den Brigadiers auf den Becassinen ertappt wurde. Ali-Ben-Mohammed-El-Laghuati

hat auf dem Territorium seines Vaters einen Schakal tödten wollen, während der Gensdarm keine Umzäunung gesehen haben will und behauptet, Ali habe nur Schrot in der Flinte gehabt. Alle diese Fälle verursachten dem blonden Präsidenten wenig Kopfzerbrechens, noch weniger dessen Beisitzern, und sämmtliche Delinquenten werden zu 50 Fr. Buße und zur Konfiskation ihres Jagdgeräthes, das ebenfalls auf 50 Fr. veranschlagt wird, verurtheilt. Die überwältigende Hitze hat inzwischen ihren Einfluß auf einen der Beisitzer ausgeübt und nachdem er durch Abnehmen und Aufsetzen des Baretes eine Zeit lang tapfer gekämpft, hält er schon eine gute Weile die müden Augen geschlossen, damit er, ohne Ansehen der Person, desto unpartheiischer richten könne. Doch jetzt kömmt der Hauptfall der Sitzung, um dessentwillen wir hergekommen sind.

Längst ging nämlich das Gerücht, der letzte Dey habe nicht alle seine Schätze den Franzosen ausgeliefert, der Hauptschatz sei in den Gärten des Hospital dü Dey vergraben. Eine alte Dienerin des Harems soll Eröffnungen gemacht haben. Daß offizielle Nachgrabungen zu keinem Resultat geführt, vermehrte nur den Volksglauben, und viele Liebhaber von Schätzen suchten anstoßende Landparzellen um schweres Geld zu erwerben. Unter diesen Letztern befanden sich auch die Eheleute Senoud, welche so lange nach Schätzen suchten, bis sie zuletzt ihr ganzes Hab und Gut vergraben hatten. Wohlmeinende Freunde gaben ihnen den Rath, eine Somnambüle zu befragen. Sie wandten sich an den Magnetiseur Guinard, welcher neben seiner Kunst noch die Schlosserprofession betreibt. Es wurde ein rechtsverbindlicher Vertrag abgeschlossen, nach welchem der vierte Theil des zu hebenden Schatzes dem Magnetiseur zugesichert wurde. Wirklich erklärte dann auch die Somnambüle Carmella Amorós, von Murcia, die Existenz des Schatzes in dem Senoudschen Garten

könne keinem begründeten Zweifel unterliegen, dagegen lasse sich nicht genau bestimmen, wo und wie tief zu graben sei. Unter so bewandten Umständen entschuldigte sich Guinard damit, daß es sich um einen arabischen Schatz handle und man sich deßhalb an einen Marabut, als welchen er den berühmten Ibrahim Ben Mohamed Ben Abd-el-Kader empfahl, wenden müsse. Ibrahim ließ sich zur Uebernahme des Geschäftes bewegen und da er zugleich Taleb war, so wurde ein Viertheil des Schatzes ihm selbst, ein anderer dem Gouvernement und die Hälfte den Eheleuten Senoud notarialisch zugesichert. Der magnetische Schlaf wird bei den Arabern nicht durch Bestreichung, sondern durch Räucherungen hervorgebracht, wozu Spezereien, als da sind: Moschus, Muskatnuß, Benzoe, Weihrauch des Sudan, Petersiliensaamen, Kospor ꝛc., nothwendig sind. Außerdem wurden auch noch einige Thiere, nämlich ein rother Hahn, eine schwarze Henne, ein kleiner Hund und das Horn einer Gazelle verwendet. Diese Thiere und Ingredienzen wurden dann sorgfältig zu einem Pulver verstoßen und in einen Teller geschüttet, welcher mit Sprüchen aus dem Koran beschrieben war. Hierauf ließ man durch aufgegossenes Wasser die Schrift auflösen. Der Brei wurde alsdann auf der Lokalität versprengt, während Ibrahim kabbalistische Formeln recitirte und sieben Tage und sieben Nächte in dem Garten fastete und betete. Man schritt hierauf zur Befragung der Somnambülen. Es waren deren nicht weniger als 3, nämlich Ali Ben Assai, ein alter halbblinder Araber, Omar Ben Said, ein Maure, Mimi Ben Braman, eine Moreske. Das Verfahren an sich scheint ziemlich einfach gewesen zu sein; man hielt ihnen den Kopf über den Rauch von Spezereien, während man Verse aus dem Koran in ihre Hände zeichnete. Es scheint nicht, daß bei den beiden erstern ein wesentlicher Erfolg erzielt worden sei, denn Ali

begnügte sich, 2 feurige Punkte zu sehen, während Omar einen Aschenkrug erblicken wollte, ohne indessen die Lage näher bezeichnen zu können. Ganz anders die Moreske; nachdem sie getanzt, erblickte sie mit Bestimmtheit den Aschenkrug, in welchem sich der Schatz befand, unter einem großen Zitronenbaum. Hr. Senoud erklärte aber, es sei Schade für den Baum, Mimi solle anderswo suchen, worauf die Fortsetzung auf den nächsten Tag verlegt wurde. Nachdem dann die Moreske zum zweiten Mal eingeräuchert worden war, tanzte sie sämmtliche Beete und Rabatten des Gartens auf entzückende Weise zusammen, goß 2 Krüge Milch aus und bezeichnete den äußersten Punkt, wohin sich die Milch verlaufen hatte, als die Stelle des Schatzes. Nach allseitiger Uebereinkunft sollte der Schatz den nächsten Morgen gehoben werden, allein von Habgier verblendet, grub Senoud schon in der Nacht nach demselben. Er fand auch in der That einen großen irdenen Krug, in welchem sich aber leider nichts als Erde befand. Letzterer Umstand brachte ihn zum Nachdenken. Der Magnetiseur, die Somnambülen, hatten sich natürlich ihre Gaukeleien bezahlen lassen, nur der Marabout hatte nichts annehmen wollen, ausgenommen 66 Fr. für die Spezereien; dessenungeachtet konnte Senoud sein Mißtrauen nicht länger verhehlen. Wie erstaunt war er aber, als Guinard, der die Nacht hindurch aufgepaßt hatte, den vierten Theil des Schatzes, den er ihn beschuldigte, heimlich gehoben und unterschlagen zu haben, beanspruchte und sogar mit einer gerichtlichen Klage gegen ihn auftrat, die dann zu der gegenwärtigen Polizeiverhandlung führte. — Mit großer Keckheit führt er sein System durch und verlangt Theilung des gestohlenen Schatzes. Die Carmella Amorós von Murcia, 33 Jahre alt, eine elegant gekleidete Spanierin, deren magnetische Kraft vor wenig Jahren wohl noch größer gewesen sein mochte, unterstützt ihn mit großer

Volubilität. Sie handhabt die französische Sprache mit solcher Fertigkeit, daß sie dem spanischen Dollmetscher wenig zu thun übrig läßt. Bei ihrer Lebhaftigkeit ist es wirklich schwierig, sie sich im somnolenten Zustande vorzustellen. Im schroffen Gegensatze bewegt sich der Marabut Ibrahim-Ben-Mohamed-Ben Abdel-Kader in angeborner Würde und macht mit Schärfe darauf aufmerksam, daß er sich nur verpflichtet habe, die Geister, welche den Schatz hüteten, zu verjagen, und dieß sei auch gelungen; was das wirkliche Auffinden desselben anbetreffe, so habe er nur auf den ausdrücklichen Wunsch der Hrn. Senoud und Guinard einige Somnambülen nach arabischer Wissenschaft einvernommen, ohne für das Resultat einzustehen. Die Spezereien und Thiere habe er wirklich verbraucht, allwo er sie aber gekauft, darüber könne er jetzt keine Auskunft mehr geben. Nachdem seine Antworten durch den arabischen Dollmetscher, wie ihm scheint befriedigend, übersetzt und vom Präsidenten laut wiederholt worden, hüllte er sich wieder in den weißen Burnuß und schien der weitern Verhandlung theilnahmlos zu folgen. Auf das Verhör der Moreske ist Alles gespannt. «Baisse ton voile!» befiehlt der Präsident — sämmtliche Farbige, selbst die Vornehmen werden nämlich geduzt. Wenn irgendwo das: „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei!" am Platze ist, so ist es in Algier; allein Mimi-Ben-Braman macht eine erfreuliche Ausnahme, so daß, da sie noch dazu auf sinnverwirrende Weise zu tanzen versteht, auch an ihrer magnetischen Kraft kaum gezweifelt werden kann. Die Milch will sie in der Hast des Tanzes absichtslos verschüttet und von dem Rauche der Spezereien berauscht, nach ihrer Gewohnheit getanzt haben, ohne sich an ihre Aeußerungen mehr erinnern zu können.

Die Vertheidigung mußte für geistreiche Advokaten ein wahres Fressen sein. Es sprachen auch wirklich alle gut und

theilweise mit rhetorischem Feuer. Hören wir, was Maître Robe von dem Marabut sagt: der Glaube an mysteriöse Gewalten sei nicht von gestern. Er erinnert an die delphische Pythia, die kumänische Sybille, die Dämonen des Sokrates, die Nornen, Druiden, die Astrologen, Wahrsager, Zauberer und Hexen. Wir verbrennen zwar keine Hexen mehr, haben aber dafür unsere Illuminaten, Magnetiseure, Somnambülen, Tischrücker, Tischklopfer und Spiritualisten. Am Hofe der Königin Christine von Spanien habe vor Kurzem einer dieser Herren auf die Frage, woher das Kreuz sei, welches sie am Halse trage, geantwortet, dasselbe sei von einem Ketzer, der ermordet worden sei, und es habe sich gefunden, daß das Kreuz ein Geschenk Heinrich IV. von Frankreich war. Der berühmte Somnambüle Alexis, welchem man eine alte Goldmünze in die Hand gelegt, habe sogleich erklärt, dieselbe sei im Garten gefunden worden und es befinde sich an einer gewissen Stelle desselben ein ganzes Gefäß voll solcher Münzen. In der That habe sich alles so vorgefunden, und es sei dem Eigenthümer des Gartens nicht eingefallen zu klagen. Ueber ähnliche Vorgänge am kaiserlichen Hof wurde natürlich ein Schleier geworfen, welcher sich aber etwas durchsichtig erwies. Er selbst, Maître Robe, sei weit entfernt, der einen oder andern dieser Wissenschaften das Wort zu reden, dagegen erlaube er sich, die Existenz derselben zu konstatiren, wie dieß übrigens schon der kaiserliche Gerichtshof in Colmar — wohl belehrt durch das spiritualistische Deutschland! (?) — gethan habe, als derselbe den Magnetismus als Wissenschaft und den Magnetiseur zum Bezuge eines Honorars berechtigt erklärt habe. Wenn dieß aber für uns gelte, wie viel mehr für einen Araber, dessen Koran sogar die Mittel vorschreibe, sich die Geister, die einen Schatz hüten, günstig zu stimmen. Der Angeklagte sei Marabut, ein Priester, welcher die Vorschriften

seiner Religion zu interpretiren habe. Der Koran sei das anerkannte Gesetzbuch der Provinz für die mohammedanische Bevölkerung und selbst der kaiserliche Gerichtshof, als Appellationsinstanz gegen die Urtheilssprüche des Kadi, urtheile nach dem Koran. Mit welchem Rechte man nun behaupten wolle, der Marabut hätte sich über die Dogmen seiner Religion hinwegsetzen, dieselben anders auslegen sollen? Wollte man denselben Maßstab an die römisch-katholische Staatsreligion legen, so dürfte dieß zu seltsamen Konsequenzen führen! Von Betrug (escroquerie) könne da nicht die Rede sein, denn gesetzt auch der Marabut hätte sich unwahre Vorspiegelungen erlaubt, so sei durch eine Reihe von Präjudizien festgestellt, daß bloße Lügen zum Begriffe des Verbrechens nicht hinreichen.

Der Substitut des Staatsanwaltes, Herr Cammartin, begründet die Anklage mit Präzision und Mäßigung: der Gerichtshof werde sich nicht zur wissenschaftlichen Fakultät aufwerfen, um über Magnetismus und Spiritualismus einen Entscheid abzugeben. Es handle sich lediglich darum, zu untersuchen, ob betrügliche Täuschungen verübt worden seien, welche er in den extorquirten Honoraren und in dem Zusammenhang, der zwischen sämmtlichen Angeschuldigten existire, von welchen jeder, nachdem er das Seinige bezogen, einen neuen Schwindler empfohlen, findet. Er beantrage keine schwere Strafe, aber doch einen Denkzettel, ansonst der Schwindel fortgesetzt würde und die „gerichtlich anerkannten Somnambülen“ als Kreditoren im Konkurse der Eheleute Senoud auftreten würden.

Die Repliken waren heftig und zum Theil persönlich. Der vorsitzende Rath, Herr Bourdens-Lasalle, glaubt sich aber nicht in dieses Wortgefecht mischen zu sollen und läßt die Herren ihren Streit austragen, worauf es zuletzt Ruhe gibt. Ueberhaupt läßt man Jeden in seiner Sphäre gewähren und wenn

er einmal etwas über die Schnur haut, so macht man davon keinen Spektakel, als ob das Vaterland in Gefahr wäre. Der Präsident glaubt nicht — selbst wenn er eine Zeit lang nicht mehr gesprochen hätte — wieder eine Frage stellen, oder einen Verweis ertheilen und auf diese oder ähnliche Weise sein Ansehen bei'm Publikum befestigen zu müssen. Es gibt anderswo kleine Präsidenten großer Gerichtshöfe, welche hier noch Manches lernen könnten. —

Die Sitzung wird einen Augenblick unterbrochen und bald verkündet das Urtheil, daß sämmtliche Angeklagte freigesprochen sind. Ein unerwartetes Urtheil in einem Lande, welches der Säbel regiert! Allah il Allah murmelt der Marabut und schreitet mit ruhiger Würde davon, während Mimi von einer Schaar geschwätziger Schleier umringt wird, welche ihre Gratulationen abstatten, so daß sich ein Schwarm gurgelnder Tauben niedergelassen zu haben scheint.

Gegenüber der Moschee liegt der Halteplatz der Droschken und Omnibusse, welche nach den Vorstädten und umliegenden Ortschaften fahren. Da man mir am Kostorte eines meiner Reisegefährten gesagt hatte, derselbe sei plötzlich krank geworden und befinde sich im Hôpital dü Dey, so ließ ich mich nach der Vorstadt St. Eugène fahren, um ihn zu besuchen. Der vormalige Palast ist ein kleines Meisterstück maurischer Baukunst mit mehreren Höfen, Säulenhallen und herrlichen Gärten, welche sich bis an's Gestade des Meeres hinunterziehen. Im Offizierszimmer traf ich einige rekonvaleszente Lieutenants, welche Schach spielten und mir mittheilten, mein Freund sei spazieren gegangen, was mich ungemein beruhigte. Wirklich traf ich denselben dann im Garten, woselbst er mir erzählte, er habe einen starken Fieberanfall gehabt, welcher zwar glücklich vorüber sei, doch wolle ihn der Arzt noch 10 Tage behalten.

Die großen Krankensääle bestehen aus hölzernen Baraken, welche in die Gärten gebaut sind, und gerade diese Bauart, in Verbindung mit der erfrischenden Seeluft, soll viel zur Genesung der Kranken beitragen.

Als ich wieder auf der Place dü Gouvernement anlangte, besuchte ich das Café=d'Apollon, oder wie ein Restaurateur in Blidah sein Lokal zu bezeichnen beliebt: „Café d' A. Pollon." Hier ist der Sammelplatz der Herren Militärs und Würdenträger. Aufgefallen ist mir der zwanglose Anstand und die Stille, welche herrscht. Wenn zwei königlich=preußische Lieutenants „von die Cavallerie" in ein Kaffeehaus treten, so ertönt ein Sporrengeklingel, Säbelgerassel und eine Schwadronage, welche jeden ehrlichen Christenmenschen rasch genug vertreiben, während man in Algier von all' dem nichts bemerkt. Vor einiger Zeit soll hier eine pikante Szene vorgefallen sein. Der Chef eines der ersten Handelshäuser, ein jüdischer Millionär, mit dem rothen Band im Knopfloch, saß unter einer Gruppe Offiziere, als ein deutscher Kolonist mit schweren Stiefeln hereinkam, der den großen Banquier zu kennen schien und ziemlich ungenirt behandelte. Dieser, welcher ihn umsonst durch vernichtende Blicke einzuschüchtern suchte, sagte zuletzt: Wer sind Sie, mein Herr? Sie thun, als ob Sie mich kennten und doch ist mir nicht bewußt, mit Ihnen Brüderschaft getrunken zu haben. — Dafür würde ich mich auch bedanken, antwortete der Grobian; dagegen hatte ich alle Gelegenheit, Sie kennen zu lernen, als Sie in X. auf dem Markte am Halseisen gestanden haben. —

Den Beherrscher dieses schönen Landes, oder vielmehr dessen Stellvertreter, den Marschall Pelissier, Herzog von Malakoff, hatte ich häufig Gelegenheit auf der Straße und im Theater zu sehen. Das geschmackvolle und große Theater wird, namentlich von Beamten und Militärs, fleißig besucht. Nach gegenwärtiger

Fürstenmode nimmt der Marschall mit seinem Gefolge nicht die große Mittelloge, sondern die mittlere Prosceniumsloge ein. Er ist ein stattlicher Sechsziger mit kurzgeschornem, weißem Haar, energischen Zügen und oben spitz zulaufender Stirn. Seine Stellung gleicht scheinbar derjenigen eines Vizekönigs, während er faktisch, zu seinem eigenen, großen Verdrusse, wenig zu sagen hat, indem Alles in Paris entschieden wird. Er kennt das Land und meint esgut, allein wie bereits angedeutet, sind ihm die Hände gebunden. Man hat ihm seiner Zeit aus der Ausräucherung der Mascarahöhle ein Verbrechen machen wollen und ganz Frankreich wiederhallte von Verwünschungen gegen ihn und seine That. Bügeaud allein wagte es, seinen Offizier zu schützen und die volle Verantwortlichkeit des tragischen Akts auf sich zu nehmen. Wenn es erlaubt ist, sich mit glühenden Kugeln und Kartätschen zu beschießen, ganze Forts mit ihren Besatzungen in die Luft zu sprengen, Brander an Kriegsschiffe zu legen, neue Vertilgungswerkzeuge zu erfinden und die Erfinder zu belohnen, so muß man auch die That Pelissiers mit in den Kauf nehmen. Die flüchtigen Araberstämme waren mit Lebensmitteln, Waffen und Munition versehen, seine Friedensboten mit Flintenschüssen zurückgetrieben worden, sollte er da, bisheriger Observanz und Humanität zu lieb, seine eigenen Soldaten opfern, während ihm ein sicheres Vertilgungsmittel übrig blieb? Die Erfolge des Krimmkrieges und der Titel eines Herzogs von Malakoff schienen dem Marschall längere Zeit den Kopf verdreht zu haben. An großen Audienztagen versuchte er in Politik zu machen und apostrophirte die verschiedenen Handels-Konsuln über ihre respektiven Landesangelegenheiten in höchst origineller Weise, so z. B. äußerte er gegen denjenigen Englands: à-propos des Suezkanals: Ihr thut immer als wäret Ihr der Orient; Ihr wollt Alles allein aufzehren und Andern nur die Knochen übrig lassen; zu dem

Konsul Spaniens während der marokkanischen Expedition: Ihr wollt, wie es scheint, die Großmacht spielen und Marokko einsacken, aber sagt Eurer Königin, ich sei auch noch da! — Der Konsul sagte seiner Königin natürlich gar nichts, als ihn aber der Marschall bei nächster Gelegenheit wieder anfuhr, verlangte er seinen Abschied. Diese Manieren konnten in den Tuilerien so wenig gefallen, als anderswo, und sei es nun, daß ihm etwas verdeutet worden sei, oder daß er selbst eingesehen habe, es komme bei dem Herrscherspielen nicht viel heraus, besonders wenn man so wenig zu sagen habe, kurz in jüngster Zeit gab er die Diplomatie gänzlich auf. Bekanntlich hat Pelissier eine Base der Kaiserin Eugenie geheirathet, welche letztere ihrer Verwandten eine Million zur Mitgift schenkte, was die Braut zu der Aeußerung veranlaßt haben soll: J'aime mieux le présent, que le *futur*. — Die stattliche Dame hat leider keine Kinder, obschon der Marschall sie in folgender Weise seinen Adjutanten vorgestellt hat: Meine Herren, ich stelle Ihnen die Herzogin von Malakoff, meine Frau, vor und sage Ihnen bei dieser Gelegenheit nur Eines, wenn sie binnen Jahresfrist nicht in andern Umständen ist, so jage ich Sie alle zum Teufel. —

Einige Tage später sah ich einen Mann mittlerer Größe, mit grau gesprenkeltem Bart, in großer Generalsuniform auf einem herrlichen Rappen durch die Rue Babazoun reiten, welcher beständig rechts und links grüßte und begrüßt wurde. Es war der General Jusuf, Gouverneur der Provinz Algier und intimer Freund des „jeweiligen" Gouverneurs. Hinter ihm ritten, als Ordonnanzen, zwei Unteroffiziere, deren Brust mit Medaillen gänzlich bedeckt war und von welchen einer ihm den Degen nachtrug. Der Ursprung des Generallieutenants ist bekanntlich dunkel. Er selbst behauptet, von christlichen Eltern abzustammen und im fünften Jahre von tunisischen Seeräubern an

der Südküste Frankreichs geraubt worden zu sein. So viel ist sicher, daß er von dem Bey in Tunis wegen seiner Schönheit in's Harem aufgenommen und erzogen wurde. Ein, ebenfalls dunkler, Liebeshandel mit Kabura, der Tochter des Bey, welcher romantisch ausgemalt worden ist, während in der Wirklichkeit sich die Sachen anders verhalten haben sollen, zwang ihn, sich auf ein englisches Schiff zu flüchten, welches ihn nach Algier brachte. Hier wurde er zunächst Uebersetzer und leistete durch seine Kenntniß der Landessprache wesentliche Dienste. Clauzel, der gern seine „eigenen" Leute haben wollte, ernannte ihn zum Bey von Konstantine, welches er noch gar nicht besaß. Jusuf versprach dagegen für 1500 Maulthiere sorgen zu wollen, die sich aber beim Ausrücken auf 425 reduzirten. Der Feldzug mißglückte gänzlich, obschon Jusuf den Marschall versichert hatte, Ahmed-Bey werde um Gnade flehen. Als Entschädigung für das entgangene Beylick erhielt Jusuf eine Kompagnie irreguläre Reiterei, an deren Spitze er Gelegenheit hatte, sich mehrfach auszuzeichnen. Jedes Mal, wenn das Avancement etwas zu stocken schien, pflegte er eine Reise nach Paris zu machen, woselbst das reiche Nationalkostüm seine Wirkung that und er mit einem höhern Grade zurückkehrte. Zur Abwechslung ließ Jusuf sich auch taufen und nahm den Herzog von Aumale zu Gevatter. Endlich verheirathete er sich mit einem Fräulein Weyer, Nichte des Generals Guilleminot, kurz er wußte die Hofkreise beständig in Athem zu halten. Nebenbei verstand Jusuf meisterhaft, die verschiedenen Gouverneurskrisen glücklich zu durchschiffen. Solche Jusufs gibt es auch anderswo an den Höfen der Gewalthaber, selbst wenn sie keine Könige sind. Es ist bequem, mit ihnen zu regieren, besonders wo es einen Handstreich gilt; nur wenn es einmal schief gehen sollte, dürfte man sie suchen, wo man sie nicht findet und finden, wo man sie nicht sucht. Dabei ist Jusuf gegen Soldat und Bürger herablassend und

besonders nicht karg im Versprechen. Bei Landkonzessionen, Gehaltzulagen, Avancements, Urlaubsbegehren, wird Jussuf stets sein „Möglichstes“ thun. Gelingt die Sache, so war Jusuf „der Mann“, geht es schief, so war natürlich der „gute Jusuf“ nicht Schuld und war es auch in der That nicht. Wir dürfen nicht verschweigen, daß Jusuf ein Mann von Muth und Verdienst ist, wenn er auch sein Avancement weniger diesen Eigenschaften verdanken sollte; denn Muth und Verdienst sind in der französischen Armee keine Seltenheiten. In der Schlacht am Isly war ihm der Hauptschock anvertraut, den er glänzend ausführte. Er war es, der die Smala Abd-el-Kaders überrumpelte, der sich der Citadelle von Bona zu bemächtigen wußte, bei welcher Gelegenheit er mehrere Rebellen eigenhändig niederschoß und dadurch die beginnende Meuterei erstickte. Im Krimmkriege war er, als der Befehlshaber der Baschi-Bozuck's, weniger glücklich. Obschon er mehrere Offiziere erschießen ließ, vermochte er dieser Horde nicht Meister zu werden.

In einer der Seitengassen, welche von der Rue de Chartres nach derjenigen von Babazoun herunter führen, stand ein Zouave mit aufgepflanztem Bajonet oder Waidmesser, vor einem Haus Schildwache, während in dessen Flur sich ein Dutzend Kameraden zwanglos unterhielten. Leute, welche aus und ein gingen, sagten mir, es sei Sitzung des Kriegsgerichtes, welcher Jedermann beiwohnen dürfe. Im ersten Stock liegt links der mäßig große Sitzungssaal, rechts das Ausstandszimmer für die Wache, Zeugen und Inkulpaten. Letztere sind nicht nur nicht gefesselt, sondern, selbst wenn vieljährige Eisen, oder der Tod ihrer wartet, zirkuliren sie vollständig frei im ganzen Gebäude. Die Möglichkeit der Flucht liegt nahe, doch würde dieselbe nicht lange dauern. Der Gerichtshof besteht aus einem Obristlieutenant, welcher den Vorsitz führt, einem Kommandanten, einem Kapitän, einem

Oberlieutenant, einem Unterlieutenant und einem Wachtmeister. Der Auditor verliest die Anklageschrift, worauf das Zeugenverhör und dasjenige des Angeklagten stattfindet. Der Generalprokurator, in großer Uniform eines Obersten, begründet auf ziemlich holperige und ungeschlachte Weise einen Strafantrag, den er mit Gesetzesstellen aus dem Code-pénal zu unterstützen sucht. Der Angeklagte wird sodann höchst miserabel durch einen Unteroffizier vertheidigt, dessen Plaidoyer sich auf einige abgedroschene Supplicationen beschränkt, dabei aber den Vorzug der Kürze hat. Wenn er die Mittel besitzt, so darf sich Inculpat eines Civil-Anwaltes bedienen, was häufig geschieht, indem die Anwälte neben dem Generalprokurator vortheilhaft hervorleuchten und auf dieses Gerichtspersonal Eindruck zu machen pflegen. Repliken und Dupliken finden selten statt oder beschränken sich auf das Nothwendigste. Es werden nun von dem Generalprokurator eine bedeutende Anzahl mannigfacher Fragen über Vollendung, nahen oder entfernten Versuch, Dolus oder Fahrlässigkeit, Auszeichnung, Unterschlagung, Betrug, Diebstahl 2c. vorgelegt, welche von ihm zum Voraus in einer Schrift redigirt worden sind. Kleine Geister haben diesen ungeschickten Formalismus, welcher möglichst geeignet ist, den rechtsunkundigen Richter zu verwirren, auch in der Schweiz nachzuahmen gesucht, jedoch ohne sonderlichen Erfolg. Mit dem Papierbogen in der Hand, zieht sich der Präsident, nebst seinen Offizieren, in das Berathungszimmer zurück. Nach einer Weile kömmt er wieder unter die Thüre und verlangt Schreibgeräthe, indem er dem Generalprokurator den Kopf wäscht, nicht bei Zeiten dafür gesorgt zu haben. Nachdem die Berathungsthüre sich wieder geschlossen, entspinnt sich ein hartnäckiges Geplänkel zwischen dem Obrist-Generalprokurator und dem Lieutenant-Ankläger, welcher von Beiden an diesem Versäumniß Schuld trage. Die

respektiven Ausdrücke werden keineswegs auf die Goldwage gelegt, bis zuletzt der Vorgesetzte mit einem: Vous feriez mieux de vous taire! — davonläuft. Es schien nun Sache der Ordnung zu sein, daß der Lieutenant-Auditor mit seinem Planton-Soldat das Tirailleurfeuer fortsetzte. Ich habe Dich ja noch gefragt, ob Alles in Ordnung sei, — schnauzte er ihn an. Dieser ließ sich die Sache aber nicht so gefallen. Was geht mich Euer Schreibzeug an? Bin ich denn ein Federfuchser? — (gratte-papier). Alles dieß geschah in Gegenwart des Angeklagten und des gesammten Publikums, welchem hiedurch die Zeit angenehm verkürzt wurde. Endlich ertönt die Glocke und der Präsident mit seinen Beisitzern kehrt zurück und verliest das Urtheil. Der Gerichtshof schien als den richtigen und einfachsten Modus erkannt zu haben, sämmtliche Fragen zu bejahen und den Strafantrag in seinem vollen Umfang zu genehmigen. Der Verurtheilte geht harmlos, wie ein anderer Zuschauer hinaus, schlendert die Treppe hinauf und hinunter, während inzwischen ein Anderer seine Stelle auf der Anklagebank eingenommen hat.

Die Strafen selbst sind hart, furchtbar, doch werden sie beinahe immer, und zwar manchmal sehr bald commutirt. Bis vor Kurzem waren bei dem Strafbataillon, besonders in entfernteren Gegenden, wenn auch nicht gesetzlich, doch faktisch die Silos in Gebrauch. Es waren dieß tiefe, im Erdboden befindliche Gefängnisse, von der Form einer weitbauchigen Flasche mit engem Hals. Bei Insubordinationsvergehen wurde der Soldat an einem Stricke in das Gefängniß hinuntergelassen, mußte sich gänzlich entkleiden, worauf seine Kleider hinaufgezogen wurden. Hier blieb er nun 14 Tage bis 6 Wochen; und täglich wurde ihm in einem Trog seine Nahrung hinuntergelassen. Eine andere, noch empfindlichere Strafe war, daß

ihm Arme und Füße auf dem Rücken zusammengebunden wurden, in welchem Zustande man ihn an die Sonne legte. Der Aumônier des Regiments, welcher gerade zu einer solchen Execution kam, machte dem Offizier darüber Vorwürfe. Was unterstehen Sie sich, mein Herr? Mischen Sie sich nicht in Sachen, die nicht Ihres Amtes sind! — antwortete dieser. Der Geistliche entblößte den Orden der Ehrenlegion, welchen er unter dem Kleide trug, zog sein Messer, und durchschnitt die Bande des Unglücklichen. Wie man ihn umdrehte, war er todt. Die Sache blieb auf sich beruhen. —

VII. Bouffarik.

Die afrikanische Eisenbahn. Landstraße. Anlagen. Die Jesuiten. Klöster. La Trappe. Kirche und Marabut. Der Wochenmarkt. Gerichtsscenen, Societät, Heirath und Verlobung. Die Place Mazagran. Das Leben der Colonisten. Einfluß des Klima's auf den Charakter. Der Tabak. Das Honoratioren-Konzert. Konflikt der Staatsgewalten. Das salomonische Urtheil.

Bouffarik liegt sechs Stunden von Algier und könnte mit der Eisenbahn bald erreicht werden, wenn dieselbe weniger Humanität gegen Diligencen und Omnibusse an den Tag legen würde. Die Gesellschaft, welche die Eisenbahn nach Blidah exploitirt, scheint sich mit den ihr vom Staate gesicherten 5 % zu begnügen. Die Fahrpreise für die Passagiere sind viel zu hoch, ebenso der Transport von Produkten und Waaren. Der sparsame Araber fährt daher fort, sich seines Pferdes oder Esels zu bedienen und die Mehrzahl der Kolonisten reist mit den billigen Omnibussen. Zudem finden sich auch hier die häßlichen, französischen Coupé-Waggons, in welchen man, wie in Käfigen, eingeschlossen ist, ohne etwas zu sehen und ohne zirkuliren zu können. An den Zwischenstationen wird viel zu viel Zeit versäumt, welche man nirgends einbringt. Wer die Gewohnheit hat, zu spät zu kommen, braucht sich da nicht zu eilen, er kommt immer noch zeitig genug zur Abfahrt, nur nicht an's Ziel. Die Eisenbahnlinie läuft über Hußein-Dey, längs der Küste durch blühende Gärten, mit Aloës und Kaktushecken, in der Richtung vom Cap Matifou. Bei Maison Carré schwenkt sie rechts in die Ebene der Metidja ein, welche zwischen dem

Sahel einerseits und der Kette des Atlas anderseits sich in einer Breite von zwei bis vier Stunden und einer Länge von 25 Stunden landeinwärts zieht. Diese Ebene bildet den Kern der französischen Kolonisation, doch findet sich auch da noch manche Hectare, welche mit Zwergpalmen, diesem unverwüstlichen Unkraut, überwachsen ist. Weiße Fermen tauchen, gleich Sternen am dunkeln Himmel, aus der Ebene empor und an schattigen Stellen finden sich Gurbis und Zelte der Araber.

Die Landstraße hält sich mehr an die directe Linie. Erst fährt man durch Babazoun und die Vorstadt Mustapha supérieur über die grünen, mit weißen Mohrenhäusern besäeten Hügel bei dem stattlichen Landsitz des Marschalls Pelissier vorbei, woselbst Vedetten, flüchtige Ordonnanzen und Equipagen von der Bedeutung des Ortes Kundschaft geben. Alsdann geht es den Sahel hinauf, auf dessen Sattel sich eine mit dem Kreuz gekrönte Säule und der Inschrift: In hoc signo vinces! befindet. Von hier gelangt man in die freundlichen Dörfer Birmandreis und Bircadèm, welche durch Brunnen in maurischem Styl und Landsitze mit Mohrenhäusern geziert sind. Alsdann gelangt man längs des Sahel über den Oued-el-Kebid nach Birtouta und Quatre-Chemins in die Metidja hinunter.

Bouffarik ist, als frühere Militärstation, mit Wall und Graben umgeben, welche aber nicht mehr unterhalten werden und mit Gestrüpp überwachsen sind. Der Flecken selbst ist nach dem Maßstabe von Versailles, mit breiten, endlosen Straßen und öffentlichen Plätzen angelegt. Da indeß die Kolonisation mit dem Plan der Gründer nicht Schritt gehalten hat, so müssen Gärten und Felder die Stelle der Häuser vertreten. Früher galt der Ort für ungesund. Die Garnisonen mußten alle 14 Tage gewechselt werden und nichts desto weniger liegt schon die dritte Generation auf dem Kirchhof. Durch Anpflanzung

von Bäumen, Austrocknung der Sümpfe und fortgesetzte Kultur des Bodens ist es gelungen, das Klima zu verbessern. Der frühere Maire hat Vieles für Verschönerung gethan und einen öffentlichen Spaziergang mit Bassins und Baumalleen angelegt. Nach Ansicht der Kolonisten wären zwar die betreffenden Summen besser auf Straßen verwendet worden. Das sicherste Mittel, eine Straße zu erhalten, besteht darin, sich von der Regierung in den Gemeinderath wählen zu lassen, in welchem Falle man selbst eine solche beschließen kann. Die größte Besitzung gehört den Jesuiten, welche in der frühern Kaserne eine große Erziehungsanstalt errichtet haben. Sie nehmen Knaben von 6—8 Jahren unentgeltlich auf, erziehen sie und verwenden sie nachher, als Gärtner und Taglöhner, auf ihren weitläufigen Fermen. Vom 18. Jahre an erhalten die Zöglinge einen mäßigen Lohn, doch steht ihnen auch frei auszutreten. Diejenigen, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machen, bleiben stets in einem gewissen Zusammenhang mit der Anstalt, werden von ihr unterstützt und versorgt und können zeitweise wieder eintreten. Der Pater Provisor ließ es sich nicht nehmen, mir persönlich Alles zu zeigen und zu erklären. Diese Jesuiten sind Leute von Welt und disponiren über bedeutende Hülfsmittel. Es ist überhaupt bewunderungswürdig, wie viel die katholische Kirche für die Kolonie gethan hat, und man muß den Zusammenhang in den Bestrebungen, die treffliche Administration, das Studium und die Sachkenntniß, sowie vor Allem den Eifer und die gebrachten Opfer bewundern. Besäße der Protestantismus nur den zehnten Theil dieser Organisation, er hätte längst die Welt erobert. In jedem Städtchen und in vielen Dörfern befinden sich Männer- und Weiber-Klöster, welche sich mit dem Unterricht der Jugend und der Landwirthschaft beschäftigen. Von trägem Müßigang ist da keine Rede und selbst Nonnen verrichten die härteste

Feldarbeit. Das großartigste Beispiel von Entsagung aber geben die Trappisten von Staouëli. Den Tag über auf dem Felde, ohne zu sprechen, bei magerer Kost und keinerlei Fleischnahrung, einen Theil der Nacht im Chore, den übrigen in ihrem Sarg, kann das Leben ihnen weder Freude noch Versuchung mehr bieten. Beachtenswerth ist immerhin, daß sie mit dem hohen Zwecke der Vorbereitung auf ein besseres Jenseits und dem erbaulichen Beispiel ihres Wandels, noch die Förderung der Colonisation verbinden. Die Inschrift des Klosters lautet: Wenn es mühselig ist in La Trappe zu leben, so ist es süß hier zu sterben! (S'il est dur de vivre à la Trappe, il est doux d'y mourir!)

Auf dem freien Platze, gegen die Promenade, liegt in einem Hain von Orangen- und Citronenbäumen auf der einen, und von Dattelpalmen auf der andern Seite, eine geräumige und hübsche Kirche, welche gute Gemälde enthält. Der Meßmer pfiff gerade eine Melodie aus dem Don Juan, wie er mich aber erblickte, machte er schnell seine Verneigung gegen den Altar und verschwand in die Sacristei. Gegenüber, nur durch die Straße getrennt, liegt in einem von Mauern umgebenen Umfang, welcher mit Disteln und Dornen überwachsen ist, ein verlassener Marabut. Warum er verlassen ist, weiß ich freilich nicht, denn an Arabern, sowohl im Flecken selbst, als in der Umgegend, ist wahrlich kein Mangel. Offenbar hat hier das Kreuz über den Halbmond einen moralischen Sieg errungen.

Jeden Montag ist auf einem Platze von beträchtlicher Ausdehnung Wochenmarkt, der von Tausenden von Arabern besucht wird. Beim Eingangsthor zahlt Jeder zwei Sous Eintrittsgeld und auch das Vieh hat seine besondere Taxe. Korn, Tabak, Mais, Gerste, Orangen, Citronen, Datteln, Mandeln, Nüsse, Oliven, Feigen, Oel, alle Sorten von Gemüse, Geflügel &c.

werden in Körben von geflochtenem Bast, die Flüssigkeiten in Bocksḧäuten, auf Pferden, Eseln, Maulthieren und Kameelen hergebracht. Auch einzelne Erzeugnisse der Industrie, wie Burnusse, Foulards, Wollenstoffe, Baumwollen und Seidenstoffe, sowie Quincailleriewaaren, werden von Mohren und Juden verkauft. Hauptgegenstand des Marktes bleibt aber immer das Vieh. Durchschnittspreise sind folgende: ein Ochse 35, ein Schaf 12, eine Ziege von der großen Mahonneserrasse 10, ein Esel 30, ein Pferd 80, ein Kameel 150 Franken.

In der Mitte des Platzes befindet sich ein weitläufiges Gebäude von Stein, welches das Polizeibüreau, das Tribunal des Kadi, ein französisches Kaffeehaus, Brunnen, Räume zur Versorgung des Viehes und der Vorräthe, besonders des Korns, das Schlachthaus ꝛc. enthält.

Im Tribunal des Kadi geht es, wie in einem Bienenkorb, aus und ein. Der Araber ist prozeßlustig, so daß er an einem Markttage, trotz seiner sonstigen Sparsamkeit, sich die Kosten eines Prozeßleins nicht reuen läßt. Diese sind nicht ganz unbedeutend, so z. B. kostet eine summarische Verfügung 6 Franken, ein Endurtheil 14 Franken. Der Kadi wird von der Regierung gewählt und besoldet, ebenso die Aduls; Ersterer bezieht 1200 Franken, Letztere 800 Franken fix, wozu noch Sporteln kommen. Neben dem Kadi, zu dessen Linken, sitzt gewöhnlich ein Kaïd, Scheikh, Marabut, oder sonstige Person von Distinction, welche dem Tribunal Würde verleiht. Zwei Advokaten stehen immer bereit für solche, welche sich ihrer zu bedienen wünschen. Omar-Ben-Hadj' Omar, von Blidah, der eine derselben, regalirte mich mit einer Tasse Kaffee, erklärte mir den Gegenstand der verschiedenen Prozesse und stellte mich dem Kadi vor. Dieser schickte sogleich den alten, schläfrigen Marabut von seiner Seite fort und lud mich ein, dessen Stelle einzunehmen: Lege Dich

zu mir, wenn Du sehen willst, wie ich richte! Unsere Einrichtung ist einfach, wie Du siehst, und es thut mir leid, keinen Stuhl für Dich zu haben. — Es blieb mir nichts übrig, als mich neben ihn hinzustrecken, was auf dem harten, mit einem dünnen Teppich belegten Steinboden nicht allzu bequem war Der Kadi war ein Mann von circa 50 Jahren, in farbiger, etwas verblichener Mohrentracht. Unter dem weißen Turban blitzten aus den imponirenden, wiewohl blassen Zügen, ein paar lebhafte, hellblaue Augen. Vor ihm lag der Koran und seine feinen Hände hielten ein Taschentuch, unter dem sich ein Beutel mit Geld befand, aus welchem er zuweilen wechselte. Die Gebühren selbst wurden von einem der Aduls eingestrichen. Die Partheien werden von dem Chauch (Weibel) eingeführt, worauf sie dem Kadi die Schulter küssen. Während dem sie ihre Sache vortragen, stützt der Kadi das Haupt auf den Ellbogen und wiegt es hin und her. Kaum aber sind sie fertig, so beginnt ein Kreuzfeuer von Fragen, nach deren Beantwortung er sogleich die Verfügung, oder das Endurtheil verkündet, welches der Adul gleichzeitig zu Protokoll registrirt. Die Partheien bezahlen, werden durch einen leichten Schlag auf die Hand entlassen, um andern Platz zu machen. Diese Promptheit der Justiz scheint den Leuten am meisten zu imponiren und verscheucht jeden Zweifel an der Klarheit des Rechts. Bis auf 300 Franken findet kein Instanzenzug statt, bei höhern Beträgen aber kann an die Cour impériale appellirt werden. Dagegen ist Jedem unbenommen, seinen Fall vor den Medjeles zu bringen. Es ist dieß eine Art Juristen-Fakultät, welche aus zwei Muftis und einem Kadi besteht, von welchen die Sache nochmals untersucht wird, worauf sie ihr Gutachen darüber abgeben. Der Kadi ist an dieses Gutachten nicht gebunden, kann aber seine Sentenz darnach reformiren.

Zwei bedeutendere Prozesse waren von Interesse. In dem einen trug der Kläger den Sieg davon, in dem andern der Beklagte.

Si-Ali-Ben-Mammar war mit Si-Said-Ben-Aïache in eine Societät behufs Ochsenhandel getreten, hatte sich aber veranlaßt gefunden, dieselbe wieder aufzugeben. Der Kadi hatte dem Beklagten, der keinen andern Erwerb hatte, zu welchem aber der Kläger ihm die Fonds verweigerte, eine einstweilige Entschädigung von 300 Franken gesprochen. Die Hauptsache war unentschieden geblieben. Kläger behauptete nämlich, dem Said-Ben-Aïache 3600 Franken zur Betreibung des Ochsenhandels übergeben zu haben und verlangte dieselben sammt Benefizantheil zurück.

Der Beklagte behauptete, er sei gegenüber dem Si-Ali immer in einem Abhängigkeitsverhältniß gestanden, habe den Hin- und Hertransport der Ochsen, auch einzelne Einkäufe besorgt. Die Verkäufe und Inkasso's dagegen seien von Si-Ali selbst bewerkstelligt worden, wofür er eine Reihe Zeugen und Bescheinigungen produzirt.

Kläger stützt sich auf eine Reihe von Zeugen dafür:

1) Daß Said-Ben-Aïache verschiedene Zahlungen gemacht und in Empfang genommen habe.

2) Daß neben den gemeinsamen Geschäften Said noch für eigene Rechnung bedeutende Geschäfte gemacht habe.

3) Daß er, Ali, ihn mehrmals zu einer Abrechnung gedrängt habe, wobei derselbe immer ein Guthaben Ali's von 3500 oder 3600 Franken anerkannt, die Abrechnung dagegen unter verschiedenen Vorwänden hinausgeschoben habe.

4) Daß es endlich zur Ausrechnung gekommen sei, bei welcher sich ein Saldo von 3600 Franken zu Gunsten Ali's herausgestellt habe, welcher von Said anerkannt worden sei.

Der Beklagte versuchte nun einen Gegenbeweis, und es gelang ihm, verschiedene Zeugen zu verdächtigen und einzelne Thatsachen in Zweifel zu ziehen, ein einziger Zeuge aber, Si-Abderrhaman-Ben-Djerdan, konnte nicht angefochten werden, weil er Adul der Mahakma von Constantine gewesen war.

Der Cheikh-Kadi, der rechtskundige und weise, welchen Gott in seinem Amte erhalten möge, nachdem er sich alle einzelnen Umstände des Falles vergegenwärtigt, seine Einsicht und seinen Verstand zur Entdeckung der Wahrheit angestrengt, legte dem Kläger noch den Eid auf, und nachdem er ihn geleistet, sprach er ihm die 3600 Franken zu und ließ das Vermögen des Beklagten bis zur Zahlung unter Sequester legen.

Im zweiten Falle klagte der Advokat Si-El-Hadj'-Mustapha-Ben-El-Hadj'-Ali, Namens seines Klienten Es-Saïd-Ben-Abd-Allah-Ben-Ahmed-El-Barbouzi gegen Es-Said-Ben-Haddouche auf Rückerstattung von 2500 Fr., welche sein Vater ihm zu gemeinsamen Operationen geliehen habe; auch habe ihm der Beklagte den allfälligen Gewinn auszubezahlen.

Omar-Ben-Hadj'Omar, mein Freund, antwortete für den Beklagten: Allerdings habe er 2500 Franken zu genanntem Zwecke von Es-Saïd-Ben-Abd-Allah erhalten, allein er habe bei den betreffenden kaufmännischen Operationen 800 Franken verloren und den Ueberschuß mit 1700 Franken an den Vater des Klägers zurückbezahlt.

Der Kadi fragte nun den Anwalt des Klägers, ob die Zahlung der 2500 Franken in Gegenwart von Zeugen gemacht worden sei, und als derselbe antwortete, er glaube, daß dieß nicht der Fall gewesen, der Empfang sei übrigens nicht bestritten, so wies er ihn mit der Klage ab, indem bei einem Vertrauens-

verhältnisse den Behauptungen des Beklagten Glauben geschenkt werden müsse.

Diese Verhandlung hatte früher stattgefunden. Der Kläger hatte an den Medjeles appellirt und dieser für ihn entschieden, in dem Sinne, daß dem Beklagten der Beweis für gehabten Verlust und die behauptete Rückzahlung aufgelegt werden solle, allein der Kadi sich nicht veranlaßt gefunden, seinen Spruch zu reformiren.

Heute trat nun Si-El-Hadj'Mustapha-Ben-El-Hadj'Ali neuerdings auf und zwar mit einer Vollmacht der übrigen Kinder des Commanditärs, nämlich El-Messaoud, Ahmed, Ali, Saïd, Mohammed, Taineb, M'ebarka und erklärte, sein früherer Client Es-Saïd-Ben-Abd-Allah-Ben-Ahmed-El-Barbouzi habe sich geirrt, indem die 2500 Fr. in Gegenwart von Zeugen übergeben worden seien, übrigens habe derselbe von seinen übrigen Geschwistern keine Vollmacht zur Prozeßführung gehabt. Wirklich leistete er nun den Beweis für die Uebergabe der 2500 Fr. durch ein Zeugenprotokoll.

Der Beklagte produzirte nun ebenfalls ein Zeugenprotokoll, welches er in Reserve gehalten hatte, wornach fünf Zeugen vor dem Kadi von Algier bestätigen, daß Es-Saïd-Ben-Haddouche dem Vater des Klägers 1700 Franken als Saldo dessen Guthabens zurückbezahlt habe.

Nachdem die Aktenstücke von den Aduls geprüft und richtig befunden worden, wies der Kadi den Kläger ab.

Daß die nähere Bekanntschaft mit muselmännischen Familien für einen jungen Mann ihre bedenklichen Seiten haben kann, bewies mir folgender Rechtsfall.

Tahar-Ben-El-Djllali-Ben-Handoun klagte, als Vormund der Badja-Bent-El-Hadj'Abd-el-Kader-Ben-El-Hadj-El-Arbi-El-Mayoumi, ein 12jähriges Mädchen,

gegen den 16jährigen Si-Brahim-Ben-Djelloul-Ben-Henni, daß derselbe seine Frau Badja zu sich nehme und die stipulirte Mitgift von 1500 Franken für dieselbe bezahle. Der Vater des jungen Mannes, El-Hadj'Abd-el-Kader, welcher inzwischen gestorben, habe bei dem Vater der Badja, der ebenfalls todt sei, um dieselbe für seinen 4jährigen Sohn angehalten und dieser sie ihm gegen benannte Mitgift zugesagt. Zum Beweis der Verlobung, welche formlos, mündlich und schriftlich geschehen kann und mit der wirklichen Heirath gleichbedeutend ist, berief er sich auf mehrere Zeugen, welche zwar nicht anwesend gewesen, aber bei verschiedenen Gelegenheiten von der Sache gehört haben wollten.

Der angebliche Ehemann befand sich in schwieriger Lage, besonders da er keinen Gegenbeweis leisten, sondern nur betheuern konnte, Nichts von seiner Heirath zu wissen.

Das Urtheil des Kadi half ihm indeß aus der Klemme. Erst ließ er ihn schwören, nichts von seiner Verlobung zu wissen und indem er sich auf die Ansicht des Schriftgelehrten Sidi-Khelil stützte, entschied er sich dahin, daß im Falle der Bestreitung des Ehebandes von Seite der Ehegatten, entweder ein schriftlicher Akt oder ein, das Gegentheil vollkommen ausschließender Zeugenbeweis geleistet werden müsse, während der Kläger weder eine Verschreibung für die Mitgift, noch Aussagen von Personen, welche der Stipulation selbst beigewohnt, habe erbringen können. Mit verdrießlicher Miene zahlte dieser das Gerichtsgeld und entfernte sich mit seiner Mündel, um dieselbe anderswo anzubringen. —

Alle fünfzig Schritte stößt man auf ein arabisches Kaffehaus, d. h. ein Zelt von Kameelhäuten, um welches herum ein Dutzend Araber lagern und Kaffee trinken. Für die Hungrigen bereitet der Wirth vortreffliche Kuchen, deren Teig er auf der

Hand verstreicht, in ein Becken voll siedenden Oeles schmeißt, mit einer Schaumkelle umdreht und die Kuchen heiß servirt.

Der Araber ist höflich und versäumt nicht, auf dem Markte alle seine Freunde und Bekannte zu begrüßen, was beim Willkomm durch Küssen der Schulter, beim Abschied durch einen leichten Schlag auf die Handfläche und darauf folgendes zum Mundeführen der eigenen Fingerspitzen geschieht. Wie geht es Dir? Bist Du gesund? Was macht Dein Pferd, Dein Jagdhund, Dein Bruder, Dein Sohn? — hört man von allen Seiten. Nach der Frau zu fragen, wäre gegen allen Anstand. —

Nach beendigten Marktgeschäften begibt sich der Colonist in die Restaurationen und Kaffeehäuser der Place Mazagran, woselbst Absynth getrunken und gespeist wird. Nach diesem Dejeuner nimmt man den Kaffee sammt Zubehörde, darauf Wermuth oder Bier. Es herrscht ein außerordentlich jovialer Ton. Kein Franzose wird im Kaffee etwas genießen, ohne es auszuspielen oder Jemand dazu einzuladen. Der Maire, Friedensrichter, Polizeikommissär, Distriktsingenieur, Gerichtsschreiber, Huißier (Schuldenschreiber), Notar, Offiziere, große und kleine Gutsbesitzer, Pächter sitzen harmlos beisammen, schimpfen über die Regierung oder suchen sich auf andere Weise die Last des Lebens zu erleichtern. Führt sich Einer ungebührlich auf, so wird er hinausgeschmissen, ohne daß die Sache weitere Folgen hat. Gegen Abend, wenn die Köpfe das richtige Colorit erreicht haben, besteigen die Kolonisten die Pferde oder offenen Cabriolets und über Kopf und Hals geht es den oft entfernten Fermen zu, während die Zurückbleibenden nun erst recht zum Whist oder Domino zusammenrücken. So verdrießlich und schleppend der Verkehr mit den sogenannten „Büreaux“ ist, so leicht und frei ist er unter den Kolonisten selbst. Wichtige Geschäfte werden zur Ersparung der hohen Stempel- und Registraturgebühren

nur mündlich abgeschlossen. Geldsummen und Werthsachen dem ersten Besten, der nach Algier reist, anvertraut.

Man hört oft Schilderungen, nach welchen die Kolonie aus dem Auswurf aller Länder bestehen würde. Es mag etwa Wahres daran sein; allein es scheint, und es wird dieß auch behauptet, der Europäer werde in Afrika moralisch besser. Sei es nun Effekt des heißen Klima's, oder die Nothwendigkeit, sich in dem fremden, schwachbevölkerten Lande Kredit und Freunde zu erwerben, die Nothwendigkeit der Arbeit für Jeden, der es zu Etwas bringen will; kurz die Leute sind milder, zuvorkommender, humaner, als in vielen gepriesenen Ländern Europas. Rang, Geld und Beamtenstolz kennt man hier so wenig, als niedrige Kriecherei vor Hochgestellten, ja es ist zuverlässiges Factum, daß man sich unter der Militärherrschaft ungescheuter und freier bewegen und äußern darf, als in mancher, vorgeschrittenen Republik. Das Kapital spielt, wie begreiflich, in dem geldarmen Lande eine mächtige Rolle, doch fällt es Niemanden ein, die Würde und den Werth des Menschen nach dem zu bemessen, was er in der Tasche trägt. Von Neid und Haß, Verkleinerungssucht und Klatscherei findet sich da keine Spur.

Was Solidität anbetrifft, so hat es allerdings damit eine eigene Bewandtniß, doch dürfte auch in dieser Beziehung der Abstand mit Europa keineswegs so groß sein, als er gemeiniglich angenommen wird. Der Kolonist lebt flott, großartig, läßt sich und Andern Nichts abgehen, Ordnung und Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Verpflichtungen aber gehören für ihn zu den Luxusartikeln. Dagegen wird er niemals eine Forderung ableugnen, gerne Verzugszinsen bezahlen und selten kaput gehen, weil er zuletzt immer Kameraden findet, welche ihm durch ihre Unterschrift aus der Klemme helfen. Gastfreundschaft ist hier keine Tugend, sondern versteht sich von selbst und man

logirt in den Fermen gerade wie im Wirthshause, mit dem einzigen Unterschied, daß man mit dem Vorhandenen vorlieb nehmen muß und nicht nach der Zeche fragen darf.

Hauptproduktion der Gegend ist neben dem Korn der Tabak, welchen man ziemlich überall in gleicher Güte findet. Das französische Tabaksmonopol erstreckt sich nicht auf die Kolonie und man kauft hier treffliche Cigarren, von der großen Regaliaform, bis zu den dünnen Londres, für einen Sous das Stück, wobei man noch die Auswahl hat. Leider erfordert Produktion, Aufbewahrung, Trocknung und Fabrikation des Tabaks bedeutende Kapitalien, an welchen es gerade fehlt. Die Regierung sagt: Verkauft, wem ihr wollt! allein es sind keine andern Käufer da, als eben die Regierung, welche daher auch den Preis macht. Früher kaufte sie allen Tabak und ihre Zeitungen und Journale konnten die Trefflichkeit desselben nicht genug verkünden. Gegenwärtig kauft sie weniger, unter dem Vorwande, der Virginia und Java habe vorzüglichere Eigenschaften. Die Exportation könnte nur im Großen rentiren, wozu eben die Mittel fehlen. Größere Etablissements wagen sich nicht in's Land, weil es der Regierung an einem schönen Morgen einfallen könnte, den afrikanischen Tabak wieder vortrefflich zu finden und sie durch dessen Aufkauf zu ruiniren.

Die Unterhaltung im Kaffeehaus drehte sich mehrere Wochen hindurch um das bevorstehende Conzert und die Einladungen zu demselben wurden lebhaft debattirt. Obschon der Eintrittspreis von einem Franken von Jedermann entrichtet werden muß, so darf sich doch Niemand präsentiren, der nicht eine förmliche Einladung erhalten hat. Den höchsten Rang bekleidet in Bouffarik der Herr Friedensrichter, der auch unter den Beamten am besten gestellt ist. Vor Kurzem hatte man aus Paris einen jungen Menschen gesandt, welcher Friedensrichter über Bouffarik

sein solle. Es hieß, er sei Sohn eines Akteurs und ein Akteur bedeute in Paris eine einflußreiche Person. Dem sei, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die übrigen Würdenträger über diesen Einschub ungehalten waren, und da der neue Herr Friedensrichter, in Robe und Baret, ein nichts weniger als imponirendes Aussehen hatte, so wurde ihre Meinung bald auch diejenige des Publikums. Aus den Einladungsdebatten ging daher der Beschluß hervor, den Herrn Friedensrichter, oder wie er genannt wurde, den „Petit Jüge" nicht einzuladen. Dieser, ein vergnügungssüchtiger, junger Mann, welcher sich auf das Konzert gefreut hatte, war natürlich wüthend und beschloß, sich auf eklatante Art zu rächen, welchen Beschluß er zum Voraus verkündete.

Um sieben Uhr füllte sich der geräumige, mit Tannenreisern, farbigen Tüchern und Fahnen dekorirte Saal des Cercle mit Allem, was in Bouffarik und dessen Umgebung auf den Namen beau monde Anspruch machen konnte. Es fanden sich da in buntem Gemisch nach der neuesten Mode gekleidete Französinnen, Spanierinnen mit dem Spitzenschleier, dazwischen eine handfeste Mulattin oder so etwas, schwarze Fräcke mit dem Kreuz der Ehrenlegion, italienischen, spanischen, portugiesischen und päpstlichen Orden, welche mehr oder weniger billig zu bekommen sein sollen, lakirte Stiefel und weiße Glacéhandschuhe, dazwischen aber auch Ueberröcke, Reitstiefel und horribile dictu — eine Blouse. Man besitzt übrigens in Bouffarik, wie noch an einigen andern Orten, Augen zum Sehen und Nichtsehen. Kapellmeister war ein langer, hagerer Franzose mit einem Teint, der mit der Farbe seines Frackes seltsam übereinstimmte. Die Erklärung dieses Naturspiels muß ich Sachkundigen überlassen; doch kam mir bei diesem Anlaß die Geschichte des Mannes in den Sinn, welcher dem König von Würtemberg so auffallend

ähnlich sah, daß dieser gegen ihn äußerte: Sagt einmal, guter Freund, ist Eure Mutter vielleicht früher in Stuttgart gewesen? — worauf dieser antwortete: Das nicht, dagegen hat mein Vater ungefähr ein Jahr vor der Geburt Eurer Majestät hier das Geländer angestrichen. —

Zu meiner Verwunderung bemerkte ich den Friedensrichter am Büffet und glaubte schon, es habe wieder ein anderer Wind geblasen. Dem war aber nicht so und als das Konzert begann, beeilte er sich zu verschwinden. In Ermangelung eines Orchesters, wurde dasselbe von einem Chor afrikanischer Jünglinge, welche aus lauter Bescheidenheit sich hinter einander zu verbergen suchten und zum Theil mit Recht, eingeleitet. Man hatte einen ausgezeichneten Violinisten von Algier kommen lassen, dem die Krone des Abends gebührte. Eine Sängerin zeichnete sich weniger durch ihre Stimme, als durch gänzlichen Mangel an Schönheit aus. Zwei Flöten lösten glücklich das Räthsel. Was ist schrecklicher, als eine Flöte? — Antwort: Zwei Flöten. — Zwischenhinein klagte ein Violonçell der Welt sein unsäglich Leid, als es auf einmal an der Thür Spektakel gab. Zwei geputzte Damen wollten eintreten, wurden aber vom Portier daran verhindert. Was ist das, warum läßt man die Damen nicht herein? — fragte ich. Weil es zwei .... zwei ..... Damen sind, welche, welche nicht hieher gehören. — Ich hatte verstanden. Aber wie kamen sie zu den Einladungskarten? — Das weiß der Himmel, es ist gewiß ein Streich vom Petit Jüge. Heraus mit ihnen! — Gestärkt durch den Beifall der Versammlung, hatte die kräftige Faust des Portiers beide Schönen auf die Straße geschmissen und die Thür verschlossen. Es gab ein allgemeines Geflüster: das ist sicherlich ein Streich des Petit Jüge; aber er ist abgeblitzt ꝛc. — Endlich gab es Ruhe. Die Sängerin hatte soeben ihren umfangreichen, aber im Uebrigen durchaus

unschädlichen Mund wieder geöffnet und ihre Nase gleich einem Geier über das Auditorium schweifen lassen, als es neuerdings klopfte: Macht auf im Namen des Gesetzes! — Zur Bestätigung flogen die Glasscheiben in Trümmer. Wer beschreibt das Erstaunen, als die beiden Frauenzimmer wieder erschienen, dießmal in Begleitung des Polizeikommissärs, welcher etwas verblüfft erzählte, der Herr Friedensrichter habe ihm befohlen, die beiden Damen, welche im Besitz von Einladungskarten seien und Entrée bezahlen wollen, nöthigenfalls mit Gewalt einzuführen. — Ein Schrei des Entsetzens durchbebt die ganze Damenwelt durch alle Nüançen. Der Herr Maire, ein feuriger, junger Mann, dessen rothes Flanellhemd mit seinem Schnurrbart erfolglos wetteiferte, stürzt dem Feinde entgegen: Hinaus, hinaus! befehle ich! ruft er mit Stentorstimme. Hier sind anständige Leute versammelt, welche sich nicht beschimpfen lassen. Hinaus! ich übernehme alle Verantwortung! Der Herr Polizeikommissär hatte sich wohl noch nie in so schwieriger Lage befunden. In seinem Amte stand er zwar allerdings unter dem Herrn Maire, aber auch unter dem Hrn. Jüge de Paix, welcher zugleich Vorgesetzter des Erstern ist. Im Zweifel nahm er an, das letzte Kommando müsse gelten, besonders weil dieses so energisch vorgebracht wurde, und da er noch dazu in so viele, erbitterte Gesichter schaute, beeilte er sich, diejenigen, welche er einführen sollte, wieder hinauszuschmeißen. Damit war nun allerdings der Petit Jüge definitiv geschlagen.

Ein allgemeines Halloh erscholl, man stieg auf die Bänke und ließ seiner Freude vollen Lauf. Vom Konzert war nun keine Rede mehr. Die afrikanischen Sänger streiften für alle Fälle die Aermel in die Höhe. Donna Anna begann ihren Mund zu schließen und einen Shwal um die hagern Schultern zu schleudern. Die erste Violine suchte vor Allem ihr Instrument

in Sicherheit zu bringen. Man begab sich in den Saal, woselbst dem Hrn. Maire, als Gesellschaftsretter, ein donnerndes Lebehoch gebracht wurde. Dieser aber, der in seiner Eigenschaft als Bräutigam mehrfach um einen Wix getreten worden war, beschloß bei dieser Gelegenheit, zwei Fliegen mit einer Klappe zu tödten und regalirte Glühwein, worauf der Jubel nicht enden wollte und die afrikanischen Sänger ihn im Triumph nach Hause zu tragen drohten. A bas le petit juge et vive Monsieur le Maire! —

Den nächsten Tag: Klage des Herrn Maire, Namens des Gesammtpublikums, gegen den Jüge de Paix auf Beleidigung und Beschimpfung, Gegenklage des Herrn Jüge de Paix gegen den Maire auf Wiedersetzlichkeit gegen amtliche Gewalt. Als ich den andern Tag in den Cercle kam, wurde ich umringt: Was halten Sie von der Sache, Sie sind ein Jurist, wozu wird man den Jüge de Paix verurtheilen? — Meine Herren, ich werde mich hüten, Richtersprüche zu fällen, ohne hiezu berufen zu sein. Wenn Sie mich aber als Propheten gelten lassen wollen, so will ich Ihnen ganz genau sagen, wie die Sache entschieden werden wird. — Sprechen Sie, sprechen Sie! — Der Herr Maire wird einen Rüffel erhalten, weil er den Herrn Friedensrichter nicht hat einladen lassen und weil er dem Polizeikommissär Contre-Ordre gegeben hat; der Hr. Friedensrichter aber wird versetzt werden und zur Entschädigung um einen Grad steigen. — Die Herren wichen entsetzt zurück über diese cassandrische Prophezeiung. Drei Wochen später aber machten sie lange Gesichter. Der Herr Maire war gehörig heruntergekapitelt und der Petit Jüge mit höherm Grade nach Oran versetzt worden. —

VIII. Douéra, Koléah, Kidar.

Die Fermen. Stand der Viehzucht. Das Tränken. Das Gastmahl des Corsarensohns. Die Hadschouten. Eine Flucht aus Todesgefahr. Die Wälder des Mazafran. Panther. Der Wetterheilige. Der Jardin militaire. Der Friedhof. Bestrafte Thierquälerei. Staarenwolken und Fang. Orangenwälder und Bananenhaine. Der unterirdische Heilige. Die Gurbis. Arabische Gastfreundschaft.

Respectons l'étranger, qui vient dans le pays! ist die Devise der Kolonie, und jeder beeifert sich, den Fremden einzuladen, oder sich ihm sonst angenehm zu machen. Folgt man diesen Einladungen, so muß man natürlich von europäischer Etiquette zum Voraus abstrahiren, und mit dem „ländlich sittlich" vorlieb nehmen.

Durch das Eingangsthor einer gastlichen Ferm gelangt man in den viereckigen Hof, welcher hundert Stücken Vieh aller Größen Schutz vor Wind und wilden Thieren bieten kann. Längs der Mauer, neben dem Eingang, ist unter kurzem Dach ein Barren sammt Krippe für die Pferde angebracht, welcher mit geschnittenem Stroh gefüllt ist. Nach übereinstimmenden Aeußerungen der Kolonisten soll diese alleinige Winter-Nahrung zugleich auch die beste sein, indem das Stroh viel nutritive Bestandtheile enthalte. Ich will diese Behauptung dahingestellt sein lassen und erlaube mir nur die Bemerkung, daß die Pferde hierorts mehr Rippen zu besitzen scheinen, als anderswo. Der französische Colonist versteht gewöhnlich wenig von Viehzucht und macht sich die Sache gerne bequem. Im Winter kauft er von den Arabern zweijährige Ochsen um ein

Spottgeld, füttert sie während vier Monaten, und verkauft sie sodann mit drei- und vierfachem Nutzen. Durch seine Incurie geht aber ein guter Theil der Heerde, manchmal die ganze kaput. Fortwährend werden große und kleine Versehen gemacht, welche sich fast immer rächen. So z. B. sind selten genügende Vorräthe von Heu, welches so leicht zu beschaffen wäre, vorhanden. Da das gekaufte Vieh wild ist, so gewöhnt es sich erst allmälig an die Stallfütterung. Ist kein anderes Futter da, als nasses Stroh, so bleibt es in dem feuchtkothigen Hofe stehen und frißt gar nicht, während es, einmal an den Barren gewöhnt, mit Allem vorlieb nimmt. Aehnlich geht es beim Tränken. In der Ferm selbst findet sich gewöhnlich nur eine Cisterne, welche schon im Frühjahr vertrocknet, und das Vieh muß stundenweit an den Fluß getrieben werden. Beobachtet man nicht die Vorsicht, Stück für Stück zu tränken, so pflanzen sich die Stiere am Wasser auf und stoßen mit den Hörnern mißgünstig gegen jedes Rind, welches in ihre Nähe kommt. Furchtsam stehen die andern Thiere herum, wagen gar nicht oder nicht genügend zu trinken, und werden von dem unachtsamen Hirten wieder durstig nach Hause getrieben. Lange halten sie dieß nicht aus, sondern verkriechen sich in einen Graben oder Busch, woselbst man sie den andern Morgen todt findet.

Einer dieser Kolonisten, der Sohn eines Corsaren, welcher sich durch Prisen ein großes Vermögen erworben hat und dasselbe mit einer jungen Frau in Algier verzehrt, hatte mich zum Frühstück eingeladen. Sämmtliche Dienstboten waren Spanier; der Güterknecht hieß Gonsalvo, der Pferdejunge Consuelo, die Küchenmagd Theresita u. s. w. Der Empfangssalon war zugleich Speisesaal, Wohn- und Schlafzimmer und enthielt eigenthümliche Nippsachen, wie Wagenräder, Deichseln, Bretter, geladene Flinten und Pistolen, Messer, Reitpeitschen, Sporen,

Stöcke, Schaufeln, Bickel, und über meinem Haupte schwebten majestätisch ein Paar Pflüge, über welche Hyänen- und Schakalfelle herunterhingen. Der Tisch wurde schnell durch einige Bretter vergrößert und mit einem Stück Leinwand bedeckt, welches sich besser für die Füße geeignet hätte. Das Bett des Hausherrn diente als Sopha; auch war ein Theil der Garderobe desselben über einen durchbrochenen Sessel gebreitet, so daß es an elastischen Sitzen von relativer Festigkeit nicht fehlte. Das Mahl bestand aus gerösteten Häringen, Eiern, Schinken, Salami und Sardellen, Bohnen, Linsen, Bataten, Kartoffeln, und als Dessert Feigen, Datteln, getrockneten Trauben und Mandeln. Als Getränk diente katalonischer Wein, Rhum und Kaffee. Was wollen Sie, sagte der Wirth, wir sind alle arm, und Jeder tröstet sich mit dem Andern. Hätten wir gewußt, daß Sie heute kommen, so hätte ich vielleicht in Douéra frisches Fleisch auftreiben lassen.

Der Mann ist Christ, hatte ein ehrliches Gesicht und trug europäische Kleidung. Es hatte mich gefreut, einen Mohren zu treffen, der ernsthafte Arbeit verrichtet. Reinlichkeit und Ordnung sind freilich Eigenschaften, welche er den Franzosen nicht ablernen konnte.

Douéra liegt auf der Höhe des Sahels und soll so gesund sein, daß die Leute da nur aus langer Weile zu sterben pflegen. Unter den paar Dutzend Häusern befindet sich ein ausgedehntes Spital, welches rekonvaleszente Militärs aufnimmt. Die niedrigen Wohnungen sind kasernenartig aneinander gebaut, was der sogenannten Stadt eine besondere Einförmigkeit verleiht. Der Spitalarzt, ein artiger Mann, führte mich in seine Familie, und da er mir den Durst ansehen mochte, in's Kaffeehaus, woselbst ich dem kühlen Bier alle Ehre anthat.

Wir sprachen von einem der ältesten Bürger von Bouffarik, welcher Anfangs der Vierziger Jahre von den Arabern gefangen worden war. Um Gras für sein Vieh zu schneiden, war er auf den Schanzgraben gestiegen, als einige Hadschouten, welche scheinbar harmlos umher standen, ihm bedeuteten, er solle doch zu ihnen kommen, da sei schöne Weide. Kaum war er herunter, so hatte er auch schon die Schlinge um den Kopf, wurde in's Gebüsch gezogen, über ein Pferd gelegt, und in voller Carrière ging's dem Sahel zu. Dorthin, sagte der Doktor, indem er auf ein dichtes Gebüsch wies, wurde er in ein Zelt gebracht, woselbst er bis zur Ankunft des Sheik's verwahrt werden sollte. Wie die Sachen damals standen, hätte ihm für sein Kopf nur ein wenig befriedigendes Angebot gemacht werden dürfen. Der Gefangene lag, mit auf dem Rücken gebundenen Händen, zwischen zwei Beduinen, deren Schnarchen den Plan zur Flucht in ihm reifen ließ. Vor dem Zelte saß die Wache am Feuer und rauchte ihre Pfeife. Es war ihm gelungen, sich seiner Bande zu entledigen, und beim Herumtasten fand er ein keulenartiges Scheit, welches eine Waffe abgeben konnte. Zwar schien es unmöglich, zwischen dem Rücken der Wache und dem Zelte vorbeizukommen; denn wenn auch der Araber in seiner halben Somnolenz ihn nicht bemerkt hätte, wie wollte er den Hunden entgehen? ein Schuß hätte genügt, um das ganze Lager in Alarm zu bringen. Auf der andern Seite aber drängte die Zeit, denn der Sheikh konnte jeden Augenblick zurückkehren. Sicherer schien es jedenfalls die Wache zu tödten, und während der entstehenden Verwirrung das Weite zu suchen. Der Gefangene erhob sich leise, ein Ruck warf den Araber in's Feuer, ein Keulenschlag auf den Scheitel verleidete ihm das Schreien und fort war der Gefangene! Wie weit er gelaufen, bis er in einem Sumpf, wohin ihm die Reiter nicht folgen konnten,

erschöpft niedersank, weiß er nicht. Nur bei Nacht wagte er kriechend seinen Weg fortzusetzen, am Tage verbarg er sich in Gräben und Gebüsch. Erst am fünften Tage gelangte er, halb verhungert, nach Boussarik zurück, woselbst man jede Hoffnung, ihn wieder zu erblicken, aufgegeben hatte.

Die Straße von Douéra in die Metidja herunter ist schön. Zur Rechten der mit Zwergpalmen überwachsene Sahel, Austernfelsen, ein mit Namensinschriften französischer Soldaten verzierter Marabut, — Tempel und Priester tragen denselben Namen — zur Linken das Meer, zu Füßen die Metidja in ihrer ganzen Ausdehnung, gegenüber der majestätische Atlas, dessen Haupt, wie das des Arabers, bis weit herunter mit weißer Hülle bedeckt ist, während aus den Wäldern und Weiden einzelne Feuer erglänzen.

Bedeutender als Douéra ist das sechs Stunden von Boussarik entfernte Koléah. Des Morgens früh war ich mit einem Kolonisten in leichtem Cabriolet auf endloser Straße abgefahren und gelangte gegen neun Uhr in ein Dorf, dessen Name mir entfallen ist. Der Pfarrer kam gerade aus der Messe und lud uns zum Frühstück bin. Da es kalt war, so folgten wir gerne der Einladung und erwärmten uns auswendig an einem Feuer von Myrthenholz, inwendig durch einen herzhaften Schluck Rhum, wobei uns der Pfarrer mit gutem Beispiel voranging. Dann ging es weiter durch die sogenannten Wälder des Mazafran. Von Bäumen ist da wenig zu sehen, wohl aber von hohem, dichtem, beinahe undurchdringlichem Gebüsch. Hier zeigte mir mein Begleiter eine Stelle, allwo er kürzlich von einem Panther angefallen worden sei. Sein Pferd habe gescheut und gezittert wie Espenlaub und leider habe er kein Gewehr gehabt. Vielleicht sei Letzteres noch ein Glück gewesen, denn, wenn er das Thier gefehlt, so hätte es ihn zerrissen. Als sie sich

gegenseitig eine Weile betrachtet, habe sich der Panther wieder langsam in's Gebüsch gezogen. Den Mazafran mußten wir durchwaten, hatten aber die Beruhigung zu sehen, daß an einer Brücke gebaut wird. Nachdem man, nicht ohne Mühe, den Sahel erstiegen, fährt man zwischen dem Fort und dem Spital zur Linken, dem Jardin militaire zur Rechten, in das, durch seinen Marabut berühmte, heilige Koléah ein. Ein Baslerhaus hat hier durch Erbauung eines kleinen Quartiers Kapitalien auf mehr oder weniger vortheilhafte Weise plazirt. Die übrige Stadt ist arabisch. Das Bemerkenswertheste darin ist der Marabut, nämlich der Tempel, welcher mit einem hohen Minaret und Hof versehen ist und aussieht wie eine Moschee. Nicht-Muselmännern soll der Eintritt in das Heiligthum verboten sein. Sicher ist, daß vor zwanzig oder noch zehn Jahren Niemandem zu rathen gewesen wäre, die Pforte zu überschreiten; jetzt aber schien es nicht einmal aufzufallen, als ich durch Moschee und Hof, durch die Reihen der Beter und über dieselben wegschritt. Neugierde wird den Araber nie beleidigen, da er selbst neugierig ist, soweit sich dieß mit seinem Stolz verträgt; anders wäre es natürlich, wenn man den Gottesdienst stören oder verhöhnen wollte. Am Fuße der Moschee liegt in einer Vertiefung ein Teich, sammt Brunnen, in welchen man den Marabut, nämlich den Heiligen, hinunter zu stürzen droht, wenn in einem trockenen Sommer kein Regen fallen will. Es kann nach der Ueberzeugung des Arabers keinem Zweifel unterliegen, daß es von dem Belieben des Marabuts abhänge, regnen zu lassen oder nicht. Regnet es also nicht, so liegt die Schuld darin, daß der Marabut nicht eifrig genug gebetet hat, und es ist daher Sache der Billigkeit, ihn dafür zu bestrafen, wozu Brunnen und Teich die prädestinirte Gelegenheit bieten. Vor zwei Jahren soll es dem Marabut nahe an den Kragen

gegangen sein und nur ein kleines Gewitter ihn gerettet haben.

Durch den schön angelegten Jardin militaire, in dessen Mitte ein geräumiger Pavillon, als gesellschaftlicher Sammelplatz, errichtet ist, spazierte ich gegen den Kirchhof, von welchem aus man eine herrliche Aussicht auf den Atlas genießt. Viele tapfere Offiziere, deren Ehrgeiz eine hohe Carrière träumen mochte, liegen hier begraben. Derselbe Bildhauer scheint die verzierten Grabsteine geschnitten zu haben. Bald ist es der Kelch, der vorübergehen, das Kreuz, das getragen, die Krone, die errungen werden, der Schmetterling, der die irdische Hülle durchbrechen und sich in den Aether aufschwingen soll. Bei den dekorirten Offizieren hat der Künstler sich selbst übertroffen, oben hat er das Kreuz der Ehrenlegion, unten dasjenige unseres Erlösers hingemeißelt, zwischen welchen beiden es dem müden Pilger nicht fehlen kann. Im Lateinischen allein scheint der Mann nicht ganz fest zu sein, indem er bei dem frommen Wunsch «Requiescat in pace!» verschiedene Variationen anzubringen weiß, so z. B. ist er unentschieden zwischen «Requiescar» und «Requiescal», sowie zwischen «pacem» und «paci», wechselt daher im Zweifel in diesen verschiedenen Lesarten ab.

Die Gegend ist mit Weinreben, Feigen- und Olivenbäumen bepflanzt und von großen Kaktus- und Rohrhecken durchzogen. Als ich durch dieselbe hinschlenderte, holte ich einen Araber ein, welcher sein mageres Pferd, das sich am Boden wälzte, zum Aufstehen zwingen und belasten wollte. Beides gelang ihm endlich; als er sich aber selbst noch hinaufschwang, knickte es zusammen und blieb wohl für immer liegen.

Ueber die Metidja hin, in der Gegend zwischen Quatre-Chemin und Kibar, bewegte es sich wie ein Drache, ein Kopf, ein breiter Leib, und lang hinunterhängender Schweif. Ich

hielt die Erscheinung, welche sich bald vergrößerte, bald verminderte, verdichtete und verdünnte, für ein Nebelgebilde, welches durch höhere Luftströmungen in Bewegung gesetzt werde. Es waren Staare, welche in Schwärmen von Hunderttausenden sich zu den Wolken erheben und die Sonne verfinstern. Ein Gutsbesitzer, welcher die Jagd dieser Vögelchen für 500 Frkn. an Araber verpachtet hat, beschrieb mir dieselbe folgendermaßen:

Die Staare lagern seit Menschengedenken immer an denselben Stellen. Zwei Araber schleichen sich nun an die Gebüsche, welche von den Thierchen wimmeln. Der Eine hat einen langen Besen, welcher mit Vogelleim bestrichen ist, der Andere trägt einen großen Sack. Der Erste steckt den Besen in den Busch, worauf ein leises Gezwitscher entsteht und die Staare am Besen hängen bleiben. Sobald sie nämlich das Hinderniß des Leimes bemerken, klammern sie sich nur um so fester an den Besen. Der Mann mit dem Sack öffnet nun denselben, streift mit den Armen die Thiere ab und schließt ihn wieder, worauf sie bald ersticken. So geht es fort, bis der Sack so voll ist, daß man ihn kaum fortschleppen kann; alsdann wird er zugebunden und ein neuer genommen und so fort. Oft sollen in einer Nacht so viel gefangen werden, daß man zwölf Maulthiere damit belasten kann und sie in Algier zu fünf Sous das Hundert verkauft werden.

In der Gegend von Kibar sah ich zum ersten Male Orangenwälder und Bananenhaine. Auf festen, mannsdicken Stämmen ruht die dunkelgrüne Krone, welche mit rothgelben Orangen oder Citronen dicht besäet ist. Obschon die Erntezeit in die Monate Februar und März fällt, so fehlte es nicht an reifen Früchten. Man gibt sich nicht die Mühe, die zu Boden gefallenen aufzuheben, sondern schlägt sich die schönsten herunter. Die Banane trägt Büschel von Früchten, welche aussehen, wie grüne

Melonenschnitze. Die Hülse löst sich leicht, und die butterartige, süßliche Frucht schmilzt auf der Zunge. Leider sind diese herrlichen Früchte empfindlich und schnellem Verderben ausgesetzt, so daß sie nicht transportirt werden können. Mitten in dem Haine steht eine mächtige Ceder, welche sich schon an der Wurzel in drei Stämme getheilt hat und so ein grünes Haus bildet. Für den Araber ist ausgemachte Sache, daß unter diesem seltsamen Baume ein Marabut wohne, welcher Ueberzeugung zur Zeit der Kriege mit den Hadschouten wohl der ganze Hain seine Erhaltung zu verdanken hatte.

Am Saume desselben befinden sich zwei Gurbis von Araberfamilien, welche als Tagelöhner die Grundstücke bebauen. Der Eigenthümer des Guts klagte mir, diese Wohnungen scheinen aus Nichts zu bestehen, kommen ihn aber doch ziemlich theuer; so habe ihn die Eine 60 Fr., und die Größere sogar 90 Fr. gekostet. Gegen Wind und Regen bieten diese, aus Flechtwerk und Lehm bestehenden Wohnungen höchst ungenügenden, gegen die Kälte gar keinen Schutz. Als ich mich denselben nähern wollte, stürzte ein Rudel Hunde, gleich dem wilden Heer, mir entgegen. Der Gutsbesitzer trieb sie vorläufig zurück, indem er, den Kopf voran, auf sie losrannte, und mit der Reitpeitsche um sich hieb. Sodann rief er einem Araber und befahl sie anzubinden. Als dieß geschehen war, konnte ich in die Gurbis hineinkriechen. Was ich aber da sah, hörte und r o ch, erinnerte mich unwillkürlich an den Besuch, welchen Reinecke, der Fuchs, bei seiner Muhme und Vettern, den Meerkatzen, gemacht hat. Schafe, Ziegen, Hunde, nackte Kinder, Männer und Weiber leben hier idyllisch beisammen. Letztere bucken Brod, während der Mann einem Igel das Fell abzog und ein halbgewachsener Knabe am Kohlenfeuer eine Natter röstete. Das Araberweib schmiß den Säugling zur Seite und trat mit den üblichen

Gastgeschenken, Eiern, Brod und Früchten, mir entgegen. Noch war aber das Auge nicht an diese Decadenz meiner Mitgeschöpfe gewöhnt, die Geruchsnerven nicht hinlänglich abgestumpft, um das Bewillkommungszeremoniell vollständig durchmachen zu können, und indem ich ihr ein Geldstück zuwarf, suchte ich wieder das Freie. Und diese, in Unrath watende Brut, diese mit Ringen an Armen und Füßen geschmückten, oder gefesselten, kothfarbigen, in Lumpen gehüllten Weiber sind Menschen! mußte ich ausrufen. Wo bleibt da der zivilisatorische Einfluß der Franzosen? —

IX. Blidah. Die Schlünde der Chiffa. Medéah.

Mysteriöser Ruf Laghuats. Informationen. Der Obelisk von Beni-Mered. Die Ruinen einer neuen Stadt. Blidah. Klima. Der Harras. Feigen der Barbarei. Pfarrer Knittel. Omar-Ben-Hadj'Omar. Die Justiz. Das Gasthaus aux deux bons Amis. Via-mala. Das arabische Wagenpferd. Der Maulesel. Armeebauten. Das Hôtel d'Orient und das de la Régence. Der Chef des arabischen Bureau's. Der Polizeikommissär. Ein Dieb und zwei Moresken. Ein deutscher Krieger. Das Fort. Die Place d'Armes. Wohnungen. Kirchen und Moscheen. Das Gebet des Chauch Handel. Kostbare Dörfer. Klagen der Kolonisten. Die fatale Verwechslung. Beamte. Das Recht des Betrunkenen. Flüchtige Straßen. Das arabische Café chantant. Ein arabischer Ball. Der schöne Prinz. Die Mohrenbäder.

Ein Freund wollte mich zu einer Reise nach Constantine bewegen, woselbst er Verwandte hat; allein die Seefahrt bis Philippeville hatte für mich nichts Lockendes, und der Landweg wurde mir allgemein als gefährlich beschrieben. In Algier hatte ich des Tages wohl zwanzigmal den Namen „Laghuat" gehört, so daß ich zuletzt darauf aufmerksam werden mußte. War die Rede von Jemand, der weit herumgekommen sei, so verfehlte man nicht, als Nec plus ultra hinzu zu setzen, er sei sogar in „Laghuat" gewesen. Handelte man bei Mustapha-Rajato um einen Dolch, oder um ein Haik, so wurde durch die Behauptung, die Waare komme von „Laghuat", aller Streit abgeschnitten. Die grüne Oase im Sande der Wüste fing an, mir als orientalisches Paradies zu erscheinen, und da meine Geschäfte mich zu einem längern Aufenthalt nöthigten, so entschloß ich mich, die Reise nach Laghuat zu unternehmen.

Auf den Rath von Bekannten hatte ich mich zunächst an den Marschall Pelissier mit der Bitte um Kourierpferde gewandt, welcher mir jedoch antwortete, die Regierung habe gar nichts zu verfügen, indem sie dießfalls ein Abkommen mit Privaten getroffen habe, welche gegen Entschädigung den Postdienst für sie besorgen, doch könne er mich darüber beruhigen, daß der Weg sicher sei. Der Chef des arabischen Bureau's bestätigte Letzteres und ein anwesender Kavallerie-Kapitän versicherte mich, er komme soeben von Laghuat und habe den Weg allein zurückgelegt. Ich antwortete ihm, er sei eben Militär und dafür bezahlt, Muth zu haben; bei mir simplen Civilisten sei dieß etwas Anderes, worauf er lachte. Ich sollte mich übrigens später überzeugen, was es mit dem Alleinreisen eines Offiziers, besonders eines Kavallerie-Kapitäns, für eine Bewandtniß habe. Man hatte mir versichert, wenn mir daran liege, schnell zu reisen, so könne ich den Weg in fünf bis sechs Tagen zurücklegen und ebenso den Rückweg, welche Versicherung wohl am meisten zu meinem Entschlusse beigetragen hat.

Mit Empfehlungen an die arabischen Bureau's von Seite des äußerst gefälligen schweizerischen Konsuls Bieler und einem ganzen Portefeuille von Privat-Empfehlungen an die Kommandeurs der verschiedenen Forts, an einzelne Offiziere, Aerzte, Kolonisten und Kaufleute, sowie mit der nöthigen Equipirung, Waffen und Munition versehen, verließ ich unterm 1. Dezember Morgens früh das freundliche Bouffarik, um wo möglich noch denselben Tag in Medéah einzutreffen. Der Schnellzug nach Blidah scheint seinen Namen davon zu tragen, weil er sich schnell einholen läßt. In Beni-Mered bewunderte ich die scharfe Spitze des viereckigen Obelisks, welcher die Heldenthat des Korporals Blandeau, der sich hier im Jahr 1841 mit 22 Mann gegen 300 Reiter heldenhaft vertheidigt und mit seiner

kleinen Schaar den Tod gefunden, verewigt. Nah bei Blidah fährt man durch die Ruinen einer unvollendeten Stadt. Verschiedene Erdbeben hatten die Bevölkerung von Blidah veranlaßt, ihre Wohnsitze anderswo aufzuschlagen, bevor aber die neue Stadt vollendet war, entschloß sie sich in die alte zurückzukehren. Der Bahnhof ist, wie derjenige von Bouffarik, Algier und der übrigen Ortschaften, so weit als möglich von der Stadt entfernt. Für vier Sous fährt man bis zum Postbureau, woselbst man schon auf dem Wagentritt von dienstfertigen Mohrenjünglingen mit dem bekannten: *Hôtel*, Monsieur? — *Porter*, Monsieur? *Cirer*, Monsieur? — empfangen wird.

Schon mehrmals hatte ich das gemüthliche Blidah mit seinen öffentlichen Plätzen, Arkaden, Brunnen, neuen Quartieren, vor Allem aber seinen Orangenwäldern besucht. Hassan-Ben-Ali hatte mir seinen Garten gezeigt, aus dessen zwei Hektaren er jährlich 3700 Franken zieht, mich mit einem acht Pfund schweren Orangenzweig beschenkt und zuletzt sogar in seinen — Stall eingeladen, denn Haus und Harem ist beim Mittelstande ein und dasselbe.

Die Stadt Blidah (Bida Colonia) hat gegenwärtig 9800 Einwohner und besteht zum größten Theil aus europäischen Häusern, neben welchen der arabische Stadttheil, mit seinen niedrigen, fensterlosen Wohnungen, seltsam absticht. Von der Höhe des europäischen Hauses herunter überblickt man zum Aerger des Arabers dessen Hof und Haushalt. Jeden Freitag ist großer Wochenmarkt für Vieh und Korn, welcher von der Umgegend her stark besucht wird. Am Fuße des Atlas gelegen, ist das Klima angenehm und niemals kann es an Wasser fehlen. Viele Fremde pflegen hier den Winter zuzubringen und man findet bequeme, wohl eingerichtete Wohnungen und gute Hôtels, unter welchen sich das Hôtel d'Angleterre durch treffliche

Bedienung und Tafel, sowie durch Mäßigkeit der Preise ausgezeichnet.

Niemand versäume den schönen Harras zu besichtigen, in welchem 40 Hengste reinster Rasse stehen, deren Name, Alter und Ankaufspreis bei jedem angeschrieben ist. Der ausgedehnte, von Platanen beschattete Hof enthält einen Teich zum Schwemmen der Pferde und ist mit zahmen Gazellen und Straußen bevölkert, so daß die Sinnbilder der Schnelligkeit hier vereinigt sind.

Ein wohleingerichteter Cercle, mit Bibliothek, Lesezimmer, Café und Restauration ist bei einem längern Aufenthalt ebenfalls in Anschlag zu bringen. Ueberall schöne Magazine und Kaffeehäuser, welche mitunter von vornehmen Mohren besucht werden. Auf den öffentlichen Plätzen zeigen Seiltänzer und Taschenspieler nach dem Ton des Tambourins ihre Geschicklichkeit, Araber und Neger laufen auf den Händen, schlagen das Rad, verschlingen Messer, Glas, Feuer und Schlangen. Handel und Gewerbe finden sich besonders in der Rue des Juifs.

Auf dem Markte verkaufte mir ein Araber sechs Figues de Barbarie, welche auf den Kaktushecken wachsen, für einen Sous und schälte mir die stachlichte Schale mit seinem Messer. Bei der Hitze kann man sich an dieser saftigen Frucht nicht satt genug essen.

Die zahlreiche, protestantische Gemeinde besitzt ein geräumiges, von Palmen beschattetes Bethaus nebst Schule, Krankenanstalt, Bibliothek und geräumiger Wohnung für den Geistlichen und Küster. Der gegenwärtige Pfarrer, Hr. Knittel, ein Deutscher aus dem Elsaß, ist ein vortrefflicher Seelsorger und Prediger. Da er selbst eine Reise nach Laghuat gemacht hat, so gab er mir verschiedene Schriften und Kalender, nebst Empfehlungen für seine, auf dem Wege zerstreuten Pfarrkinder

mit. Er hatte zur Hinreise eilf Tage gebraucht, meinte aber, dieselbe lasse sich in sieben Tagen zurücklegen.

Auf der Straße traf ich meinen Freund und Kollegen Omar-Ben-Hadj'Omar, und der Kadi winkte mir vom Gerichtslokale aus: Setze Dich zu mir, wenn Du sehen willst, wie ich richte! — Auch der Adul empfing mich mit dem Lächeln eines alten Bekannten. Als ich ihnen erzählte, daß ich auf der Durchreise sei, wünschten mir Alle glückliche Reise, hofften mich im Rückweg zu sehen und Omar begleitete mich bis zur Post. Ich muß gestehen, die heilige Justizia von Blidah und ihre Priester haben auf mich keinen unfreundlichen Eindruck gemacht. Anderswo hält man darauf, durch abstoßendes Wesen den Eindruck von Unpartheilichkeit und Weisheit zu machen, mit welchen es leider, gerade an solchen Orten, mehr als mittelmäßig bestellt ist, während hier der Mann in zerfetztem Burnuß gegen den Sohn des Agha Recht bekömmt. —

Unter solchen Gedanken stieg ich mit meinem Gewehr auf die Impériale der Diligence, Omar winkte mir Adieu und die arabischen Hengste brausten davon.

Auf grüner Ebene, am Fuße des Atlas tummelte eine Schwadron Spahis ihre leichten Pferde, was einen malerischen Anblick gewährte. Bald war die Brücke über die Chiffa erreicht, von wo die Straße links in die Schlucht abbiegt, während gerade aus die Dächer von Musaia-Ville schimmerten, von wo sich der Weg nach Milianah hinaufzieht. Durch die wilden Schluchten hindurch windet sich eine kostbare Kunststraße. An einzelnen Stellen ist dieselbe so schmal, daß beim Begegnen eines Wagens an ein Ausweichen nicht zu denken wäre. Während links Abgründe nach der Chiffa hinunter gähnen, bedrohen rechts zackige Felskanten den Cabrioletreisenden mit einer radikalen Zahnoperation, so daß das Interesse an der Gewandtheit des Kutschers

ein immer steigenderes, direkteres wird. Aus einer Seitenschlucht stürzt durch wilde Olivenbäume ein Felsenquell in die Chiffa hinunter. Gerade an dieser romantischen Stelle befindet sich ein Wirthshaus, welches den Aushängeschild: „Aux deux bons Amis“ trägt. Zwei Affen nämlich frühstücken gemüthlich zusammen und besiegeln dadurch ihre Freundschaft. Kondukteur, Postillon und Passagiere ließen sich durch das Beispiel nicht beschämen, sondern folgten dem Nachahmungstrieb dieser Thiere, mit dem einzigen Unterschied, daß sie, anstatt der Milch der Kokosnüsse, kräftigere Bindemittel bedurften. Den Affen selbst, welche herunter zu kommen pflegen, um aus der Chiffa zu trinken, schien es dießmal zu kalt zu sein, vielleicht auch, daß sie das helle Wasser der Bergquellen dem Café au lait der Chiffa vorzogen.

Die Scenerie hat durchgehends Aehnlichkeit mit der Viamala und der Gotthardstraße, mit dem Unterschied, daß Letztere breiter und besser unterhalten sind. Bei einem der folgenden Wirthshäuser wurden die Pferde gewechselt, vorher aber mußten sie noch den schweren Wagen durch die brausende Chiffa ziehen, indem auch hier die Brücke noch nicht fertig ist.

Eines der neuen Pferde war ein prachtvolles Thier, aber so bösartig, daß es mit einem Maulkorb versehen war und erst im letzten Moment eingespannt werden durfte. Bis zur Abfahrt und bei jedem Halt mußte ein Stallknecht dasselbe halten. Nur die schwere Diligence hatte das herrliche Thier soweit zu bändigen vermocht.

Je höher man steigt, desto trostloser wird die Gegend. Grau ist hier nicht nur die Theorie, sondern die Wirklichkeit, und des Lebens grüner Baum ist gänzlich verschwunden. Man begreift in der That nicht, was die weidenden Schafe und Esel in diesen Steinmassen noch zu fressen finden und sie schienen

die Kinnladen lediglich in der Absicht zu bewegen, die Neugierde der Reisenden über die Bodenbeschaffenheit zu täuschen. Einige Maulesel, deren Hals und Rücken nur eine offene Wunde bildet, schienen sich in der gesunden Luft, bei erzwungener Diät, wieder zu erholen. Einem andern aber schien dieß Loos nicht beschieden zu sein, denn er lag, die Beine in die Höhe, verendend am Wege, so daß die Hengste scheuten und nur mit Mühe vorbeigebracht werden konnten. Immer höher und höher, steiler und steiler ging es hinauf, mühsamer keuchten die wackern Pferde. Wie mag wohl die frühere Passage über den sogenannten Col ausgesehen haben, bevor die französische Armee diese Kunststraße durch die Chiffa getrieben hat? Es bleibt dieselbe jedenfalls ein Denkmal von der Tapferkeit und Willenskraft der Soldaten, welche unter Leitung des Genies dieses große Werk vollbracht haben.

Endlich ist die Höhe erreicht, und lustig geht es nun nach Medéah herunter, aber nicht lange, denn bald zeigen sich die Citadelle und die Ringmauern der Stadt, in welche wir jetzt unter Peitschenknall und obligatem Gerassel einfuhren. Die Gesammtbevölkerung war auf den Beinen, denn die Ankunft der Diligence spielt da dieselbe Rolle, wie in Algier die Ankunft des Kouriers. Unser Kutscher fuhr mit solcher Force über die Place d'Armes, daß ich nichts Anderes erwartete, als er werde mit Pferden und Deichsel durch die Scheiben eines Magazins brechen, allein plötzlich wendete er hart an einer Ecke um, und Dank der Spannung, der Wagen stand. Zuerst spie das doppelt geöffnete Haus, zwar nicht zwei Leoparden auf einmal, wohl aber die Flinte mit dem frommen Wunsche einen Solchen zu erlegen, aus. Sodann warf der Postillon meinen Nachtsack unter ein Rudel dienstbeflissener Geister, oder besser Körper aller Farben, mit den bedeutsamen Worten:

Hier ihr Kanaillen, habt ihr einen Fremden, freßt ihn auf! — Diese Ermahnung schien ziemlich wörtlich genommen zu werden, so daß ich die Rechnung des Hôtel d'Orient, welche gerade das Doppelte von dem gleichnamigen Gasthof in Algier betrug, einer ernsthaften Revision und Modification unterziehen mußte. Im Rückwege logirte ich im Hôtel de la Régence, im Centrum der Stadt, zu meiner vollen Zufriedenheit.

Der Chef des arabischen Büreau's, Kapitän Ritter, ist einer der stattlichsten Franzosen, die ich je gesehen habe. Er bewohnt eine, seiner Stellung entsprechende Dienstwohnung nebst Garten und wird von den Arabern wie ein Sultan verehrt. Diese Stellen sind bekanntlich einträglich und gesucht; auch Herr Ritter soll mehrmals seiner Stellung zu lieb Avancement verweigert haben. Er empfing mich sehr artig, rieth mir ein Pferd zu kaufen und sogleich abzureisen, denn Gelegenheiten seien selten. Die Idee, den Weg in fünf Tagreisen zurücklegen zu wollen, solle ich mir ganz aus dem Kopf schlagen, denn dieß sei geradezu unmöglich. Er habe den Weg oft gemacht, aber immer mindestens zehn Tage dazu gebraucht und ich könne von Glück sagen, wenn ich nicht mehr bedürfe. Ueberhaupt lasse sich die Zeit nicht so genau berechnen und ich solle mich nicht darauf verlassen, vor Mitte Januar zurück zu sein. Mit Relai's wäre es natürlich etwas Anderes; mit solchen wollte er den Weg in zweimal 24 Stunden zurücklegen, wenn es sein müßte, oder würde dieß wenigstens früher, wie er noch nicht so beleibt gewesen sei, unternommen haben.

Bedeutend heruntergestimmt und auf dem Punkte, die Reise aufzugeben, begab ich mich auf das Büreau des Herrn Polizeikommissärs Dürand, an welchen mich Pfarrer Knittel empfohlen hatte. Er war gerade im Amte beschäftigt. Ein junger Araber hatte einen Kornboden geleert und war sodann

fünfzig Fuß hoch auf das Dach eines Hühnerhofes heruntergesprungen, welches unter ihm eingebrochen war, aber den Sturz amortisirt hatte. Ein Sack, den man später bei ihm gefunden, wird ihn für fünfzehn Jahre in Ketten bringen.

Zwei Dirnen hatten sich geschimpft, geprügelt, verletzt. Die Eine blieb verschleiert. Die Andere, eine prachtvolle, üppige Moreske, von vollkommenstem Ebenmaß, Hals, Arme und Knöchel mit Spangen und großen Goldmünzen ganz überdeckt, zeigte ihre verschiedenen Verletzungen mit ziemlicher Ungenirtheit, gestikulirte und plaidirte desgleichen. Der kleine, bewegliche Dürand fuhr wie wüthend im Zimmer herum: Wartet, ich will Euch rangiren! Prügel sollt Ihr kriegen, in's Gefängniß mit Euch, Gesindel, das Ihr seid ꝛc. Zuletzt ließ er aber doch alle Beide wieder laufen.

Dieser Herr Dürand ist einer der besten und gefälligsten Menschen, die ich je gefunden habe. Schon seit Jahren im Amte, hat er jedes Avancement ausgeschlagen, um sich der allgemeinen Achtung und Liebe, welche ihn umgibt, zu erfreuen. Man muß sich förmlich hüten, einen Wunsch vor ihm auszusprechen. Was sagt der Kapitän, 400 Franken für ein Pferd? Nichts da, ich schaffe Ihnen Eines für 100 Franken, meine Chauch sollen es gleich aufsuchen. — Sie haben noch kein arabisches Café chantant gesehen, ich führe Sie heute Abend selbst hin, obschon es sich eigentlich für mich nicht schickt. Die Bälle habe ich verbieten müssen, denn die Zeiten sind jetzt zu schlecht; die Araber bedecken nämlich die Tänzerinnen mit Goldstücken. Weil Sie aber noch keinen Ball gesehen haben, so will ich auf übermorgen einen ansagen und die Weiber zusammentreiben lassen. — Sie sollen nicht allein nach Laghuat reisen; ich habe schon eine Gelegenheit, Herr Barthélémy, welcher

nächstens in seinem zweispännigen Cabriolet dahin fährt, wird Sie mitnehmen, muß Sie mitnehmen. —

Dieser machte zuerst einige Schwierigkeiten, er habe den Platz schon einem Juden versprochen. Fort mit dem Juden! Ich habe diesem Herrn Ihre Gelegenheit versprochen. — Erst wollte Herr Barthélémy von einem Preise gar nichts wissen, sondern mich aus purer Gefälligkeit mitnehmen; schließlich verlangte er für die bloße Hinreise, ohne Zehrung 200 Franken, versprach aber, in vier Tagen abzureisen.

Wie ich in Gedanken über meinen Zeitverlust beim Frühstück saß, kam ein Pferdehändler und anerbot mir zwei Pferde für 150 und 200 Franken, sammt Sattel und Zeug zum Kauf. Seiner Versicherung nach konnte ich durchschnittlich zwanzig Stunden mit jedem derselben zurücklegen, dieß sei «*sûr et certain*», welches sein Lieblingsausdruck zu sein schien. Der Mann hatte ein kriegerisches Aussehen. Sie sind ein Deutscher? — Ja, meinte er, und zwar aus Darmstadt. — Wir wurden nun bald näher bekannt. Ich ritt täglich seine Pferde und erfuhr theils durch ihn, theils durch Andere, seine Geschichte, welche ich der Merkwürdigkeit wegen aufzeichne:

Joseph Spieß ist der Sohn des Müllers, beim großen Woog in Darmstadt. Da er sich mit seinem Vater, welcher sich zum zweiten Mal verheirathet hatte, nicht vertrug, so ging er schon als vierzehnjähriger Knabe über den Rhein. Ein Liebeshandel und daherige Anstände veranlaßten ihn, in der Fremdenlegion Unterkommen zu suchen. Der Dienst war äußerst beschwerlich. Anstrengende Märsche durch ungebahntes Land, mangelhafte Verpflegung und beständiges auf dem «qui vive» sein. Zu der Armatur und sechszig Patronen mußte der Soldat noch für drei Wochen Lebensmittel und Brennholz mitschleppen. Die Rationen reduzirten sich oft auf eine Tasse

Reis oder Gerste, welche erst noch gekocht werden mußte, wozu selten Wasser vorhanden war. Bei geringem Sold wurde der Litre Wasser mit dreißig Sous und zwei Franken, der Litre Rhum mit zehn Franken, ein Kommisbrod mit fünf Franken bezahlt. Glücklicherweise war der Soldat meistens bei Kasse, indem die Razzia's ihm die Taschen füllten. Außer dem, was ihm an Beuteantheil nach einer solchen zu gut kam, wurden dem Gouvernement jede Nacht so und so viel Schafe, Ziegen und Ochsen gestohlen, geschlachtet und verzehrt, ohne daß die Offiziere viel sagen durften. Gewöhnlich lebte man von Salat, Kräutern und Rhum, dann wieder im Ueberflusse von frisch geschlachtetem Fleisch, welches ohne Salz und Gewürz verzehrt wurde. Diese Lebensweise dezimirte die Armee mehr als das Schwert des Feindes.

Gelangte man, auf den Tod ermüdet, in's Bivouak, so folgte der Nachtdienst. Hatte die Schildwache das Unglück einzuschlafen, so konnte sie bei der Ablösung ihren Kopf suchen. Aber auch, wenn sie, um nicht einzuschlafen, sich Bewegung machte, war die Sache kaum minder gefährlich. Sie sah in gewisser Entfernung einen Strauch. Während sie den Rücken wandte, war dieser Strauch etwas näher gerückt, das nächste Mal wieder näher, ohne daß dieß in der Dämmerung dem Blick auffallen konnte. Auf einmal blitzte ein Schuß und der Soldat lag am Boden.

Auch die Pferde verschwanden auf eben so mirakulöse Weise. Des Nachts wird ihnen der Zaum abgenommen, und man läßt sie mit zusammengebundenen Vorderfüßen weiden. Drehte die Schildwache den Rücken, so kroch ein Araber, wie eine Schlange, heran und befestigte einen Bindfaden an die Füße des Pferdes. Wie er denselben anzog, so hüpfte das Thier langsam nach dem nächsten Graben oder Strauch, woselbst

der Araber den Strick durchschnitt, sich darauf schwang und verschwand.

Die tauglichsten Subjekte der Fremdenlegion wurden unter die Chasseurs d'Afrique aufgenommen, welches Loos auch Hrn. Spieß zu Theil wurde. Bald gelang es ihm, sich auszuzeichnen und bis zum Unteroffizier hinauf zu rücken. Den 1. Mai 1841 wurde er bei Ouled-fayet, in der Nähe von Algier, bei einem Ueberfall der Araber gefangen. Seinen Kameraden wurden die Köpfe abgeschnitten, er selbst mit vier Andern fortgeführt. Was er in den ersten Tagen gelitten, übersteigt jede Beschreibung. Als der Emir anlangte, besserte sich seine Lage. Er gab ihm ein Pferd und einen Neger (nigros) zur Bedienung. Bleibe bei mir, Joseph, Du bist kein Franzose, ich gebe dir ein Weib und Du sollst Dein Glück machen! — Herr, ich habe den Franzosen Treue geschworen, soll ich Dir nun auch Treue schwören? — Du hast Recht, antwortete der Emir und belästigte ihn nicht weiter. Schon am 22. Mai wurde er ausgewechselt.

Am 14. August lag er in den Flittas, bei Mostaganem. Der Feind hatte die Vorposten überfallen und einige Kugeln hatten in die Kochkessel geschlagen. Laßt uns die Kerls zurücktreiben! — rief Commandant Caprice und sprengte seinen Leuten voran in der Richtung der Schüsse. Plötzlich tauchte eine Wolke von Arabern auf, in welcher der Commandant verschwand, während ein Kugelregen die Schwadron zurücktrieb. Meinen Commandanten lasse ich nicht im Stich, wer kein Hundsfott ist, kommt mit! — rief Joseph, und brach mit einem Preußen und zwei Polen, wie ein Donnerwetter, in den weißen Schwarm. Eine Viertelstunde später kehrte er mit seinem Commandanten und vier Köpfen zurück. Wenn ich Dir das je vergesse, Joseph, so hol' mich der Teufel! — sagte Commandant Caprice und hat Wort gehalten. Als Oberst, schrieb

er ihm einige Jahre später von Batna, in der Provinz Constantine, aus: Komm zu mir, was ich habe, ist Dein! — Spieß gehört aber nicht zu denen, welche Wohlthaten einziehen, er hat seinen eigenen Kopf. Jetzt ist Caprice General und würde seinen Lebensretter mit offenen Armen empfangen. Zum Dank für diese That wurde Spieß vor der ganzen Armee belobt. Wäre er Offizier oder Franzose gewesen, so hätte er das Kreuz davon getragen.

Bis hieher hatte die militärische Laufbahn für Spieß ihre glänzende Seite gehabt, allein das Jahr 1841 sollte für ihn in jeder Richtung verhängnißvoll werden. Einige Monate später lag er ihn Mostaganem in Garnison und hatte gerade Stallwache, als ein frisch angekommener Offizier vorbeispazierte und seinen Säbel klirren ließ. Kannst Du nicht aufstehen und grüßen? — Man grüßt Niemand im Stall, erwiederte Joseph und blieb sitzen. Der Offizier entfernte sich fluchend. Bald kam er wieder vorbei und als Joseph auf die andere Seite sah, schrie er: Sacre nom de Dieu, Kerl, ich will Dich Mores lehren! — zog den Säbel, durchstach ihm Hemd und Jacke und hätte ihn erstochen, wenn Spieß ihm nicht in den Arm gefallen wäre. Dabei blieb es aber nicht, sondern dieser riß ihm jetzt den Säbel aus der Hand: Du bist nicht würdig, ihn zu tragen! — brach ihn entzwei, schlug ihm die Stücke in's Gesicht, warf ihn zu Boden und richtete ihn ganz bedenklich zu.

Hierauf stellte er sich bei seinem Obersten, welchem er den Hergang erzählte. Dieser sagte kein Wort. Bin ich verhaftet, mein Oberst? — Der Oberst durchmaß stillschweigend das Zimmer. Du hast Dir da eine schlimme Geschichte eingebrockt. Geh' in Dein Quartier, ich will sehen, was sich thun läßt. — Spieß hat mir versichert, wenn er nur eine Stunde verhaftet worden wäre, so hätte er sich eine Kugel vor den Kopf geschossen.

Den andern Tag wurde er vor den General beschieden. Der Oberst war zugegen. Du bist ein schlimmer Kopf, man muß Dich in Ketten legen. — Sie haben sich anders geäußert, General, als Sie mich kürzlich vor der Armee belobt haben. Oberst d'Artas bat für ihn, indem er seine bisherige gute Aufführung hervorhob: Es ist mein bester Unteroffizier und kann sonst kein Kind beleidigen. — Was soll aber aus dem Respekt vor meinen Offizieren werden? erwiederte General Gentil. General, auch ich bin Offizier, wäre ich aber an der Stelle dieses Mannes gewesen, so hätte ich gehandelt wie er! — Dieß war allerdings ein starkes Wort. Allez, allez! — sagte der General unwillig. Die Sache blieb aber auf sich beruhen.

Doch nicht so ganz, denn Joseph bemerkte bald, wie Andere über seine Schultern avancirten. Er hatte einmal eine «mauvaise note» in den Registern und man weiß, was das sagen will. Er verlangte seinen Abschied. Mais non, mon brave, bleibe, ich verspreche Dir noch dieses Jahr die Epauletten. — Nein, mein Oberst, für Joseph gibt es keine Epauletten mehr.

Der Müllerssohn wurde Müllerknecht und bald Besitzer einer eigenen Mühle in Algier. Er wollte sein Geschäft verkaufen und in sein Vaterland zurückkehren. Acht Tage, nachdem ihm 28,000 Franken geboten waren, lag die Mühle mit Allem, was er besaß, in Asche. Nichts war versichert. —

Er las im Akhbar, daß der Admiral einen Kutscher suche. Auf seine Meldung hin, wurde er angenommen. Nachdem er sich bald wieder etwas erworben, nahm er seinen Abschied und betreibt jetzt den Pferdehandel, wobei es ihm sehr gut geht, namentlich in der Krimm soll er als Pferdelieferant vortreffliche Geschäfte gemacht haben.

General Gentil scheint aber doch Recht gehabt zu haben, denn kürzlich hatte Spieß wieder eine Geschichte, welche schlimm

hätte ablaufen können. Er befand sich mit einem Schulmeister an einem Vergnügungsort und sang deutsche Lieder. Franzosen, welche mit Damen da waren, riefen: Taisez-vous donc, beugleurs! — Was wir singen hat doch Melodie; hingegen was Ihr singt, versteht kein Mensch. — Ja, diese Deutschen verdienen eben ihr Brod als Bänkelsänger. — Immer besser noch, als wie durch Kupplen. — Fort mit den Deutschen aus Afrika! — hieß es nun allgemein. — Was sagt Ihr? Mit unserm Blut haben wir Deutsche Afrika erobert und mit unserm Geld kolonisirt, ihr Spitzbuben! — Indem er also sprach, warf er ihnen Gläser, Schüsseln, Teller in's Gesicht und zerschlug sämmtliche Flaschen und zwei Marmortafeln auf ihren Köpfen. Man rief nach der Wache. Der Brigadier und zwei Mann wollten ihn verhaften. Weißt Du nicht wo ich wohne? Zeige mir einen Haftbefehl! Du hast nur zwei Mann und willst den Joseph verhaften? — Der Friedensrichter schickte ihm eine Citation, als er aber erschien, so lief er davon. — Ich bin nicht halb so gefährlich; allein ich kann mein Vaterland doch nicht beschimpfen lassen. — Die Sache lief noch glimpflich ab, doch mußte er einige Hundert Franken Kosten zahlen.

Da man ihm sonst nichts anhaben kann, so zieht ihm Jeder den Hut ab, Niemand aber will mehr mit ihm anbinden. Joseph Spieß will dieses Jahr noch seine 95jährige Mutter in Darmstadt besuchen und dem Großherzog ein Pferd mitbringen, wie er noch keines im Stalle habe. Bleiben wird er wohl nicht lange, denn man kann sich diese afrikanische Natur in dem gesitteten Deutschland kaum denken.

Medéah ist eine ziemlich hübsche, kleine Stadt, welche von den Franzosen erbaut ist, denn die paar Straßen von Araberhäusern können gegenwärtig nicht mehr in Betracht gezogen

werden. Auf dem höchsten Punkte prangt ein stolzes Fort mit Spital, Kasernen, Vorrathshäusern ꝛc.; auch ist die ganze Stadt mit Ringmauern und Befestigungen umgeben. Um die Aussicht zu genießen, war ich in dem ganzen Fort, den Gärten, Magazinen, Höfen und Redouten herumgestiegen und dabei an mehreren Schildwachen vorbei gekommen, mit welchen ich hie und da einige Worte gewechselt hatte. Auf einmal sah ich einen Offizier erstaunt stehen bleiben und mit der Schildwache reden. Wie ist der Herr hereingekommen? — Wie Sie sehen. Da er einmal hier war, und die Andern ihn hatten passiren lassen, so ließ ich ihn eben auch passiren. — Der Offizier zuckte die Achseln und ging seines Weges, indem er mich im Vorbeigehen grüßte. Das Land scheint hienach in tiefem Frieden zu liegen. — Die Befestigungen, von hier aus gesehen, sind so ausgedehnt, daß man ein halbes Dutzend Medéahs hineinstellen könnte und die Stadt nach Muster der großen Centren des Alterthums, Babylon, Ninivee, angelegt zu sein scheint. Der Hauptplatz, die Place d'Armes, ist ein längliches, mit Akazien besetztes Viereck, welches von einigen stattlichen Häusern, wie der Wohnung des kommandirenden Generals, dem Trésor, einigen Café's und Privathäusern umgeben ist. Hier findet die Parade und der tägliche Spaziergang des beau-monde, vor und nach dem Dîner statt. Im Uebrigen besteht der Ort aus wenigen, unbedeutenden, kleinen Straßen, in denen sich Kaufläden befinden. Es scheint kaum glaublich, daß die Stadt doch 10,000 Einwohner haben soll, und man begreift das nur, wenn man weiß, wie wenig Raum der Araber zur Wohnung bedarf. In kellerartigen Magazinen und den Cafés-maures liegen sie Tag und Nacht dutzendweise beisammen und die, auf Spekulation gebauten, so zu sagen völlig leeren Häuser für die arabische Bevölkerung sollen vortrefflich rentiren. Von

Reparaturkosten, Abgang an Mobiliar kann da natürlich nicht die Rede sein, denn überall bestehen die Logis aus weiß getünchten Mauern, mit Ziegelsteinen belegtem Boden und einer Thüre, welche des Nachts geschlossen wird.

Die katholische Kirche, eine frühere Moschee, ist klein, niedrig, dunkel, doch soll jetzt eine neue, für 400,000 Franken, gebaut werden. Die Juden haben ihre Synagoge, dagegen entbehrt die protestantische Bevölkerung, welche 200 Köpfe zählt, bis jetzt ein Versammlungslokal, was dem guten Herrn Dürand leid thut; denn, sagte er: Fromm bin ich nicht, aber ich halte auf meine Religion so gut als der Muselmann und Jude. —

Die große Moschee verdient ihren Namen nicht, denn sie faßt kaum 300 Personen. Als ich während des Abendgebetes beim Eingang stehen blieb, weil ich nicht gerne die Schuhe ausziehen wollte, begegnete mir einer der Chauch's des Polizeibüreau's, welcher mir den Gottesdienst nach seiner Weise erläuterte: Gib jetzt Acht, wie ich eintrete! Zuerst stehe ich einen Augenblick in Betrachtungen versunken, dann mache ich meine Verneigungen, spreche mein Gebet, werfe mich dann drei Mal auf den Boden, setze mich hierauf nieder und spreche die Rezitation des Priesters nach; Du wirst schon sehen, wie ich es mache. — Er wusch sich nun am Brunnen die Füße, nahm die Schuhe in die Hand, trat ein und indem er mir einen Blick des Einverständnisses zuwarf, verrichtete er seinen Gottesdienst mit ungewöhnlicher Inbrunst. Es wurden sodann einige Kapitel aus den Büchern Moses verlesen und von der Gemeinde im Takte nachgesprochen oder nachgesungen.

Medéah hat bedeutenden Frucht- und Wollhandel, sowie die Spedition nach dem Innern. In Entfernung einer Stunde nach Osten und Westen liegen zwei Dörfer, Lodi und

Damiette, welche ich auf den Pferden Josephs mehrmals besuchte. Beide wurden im Jahr 1848 von der französischen Regierung gegründet, kamen aber theuer zu stehen. Man mußte Franzose, rechtmäßig verheirathet und gut beleumdet sein, um freie Reise, Haus und Hof, zwanzig Hektaren Land, Ochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel, sämmtliche Ackergeräthschaften, für drei Jahre nothwendige Sämereien und für zwei Jahre Lebensmittel, alles gratis, zu erhalten. Für Kirche, Schulen, Beamte, Straßen und Handwerker war gesorgt. Dessenungeachtet kann man nicht behaupten, daß die Kolonisation geglückt sei. In Lodi hat sich die Gemeinde für Anlage einer Mühle im Betrage von 50,000 Franken verbürgt, und ist nicht im Stande, diese Summe abzutragen oder auch nur zu verzinsen, so daß sie Bankerot machen muß. In Damiette sind von den ursprünglichen Kolonisten nur noch wenige vorhanden. Viele haben sich beeilt, die auf 15,000 Franken zu veranschlagende Aussteuer des Staates für einige Hundert Franken zu verschleudern und nach Europa zurückzukehren, Andere haben sich in Schulden gestürzt und befinden sich in keiner beneidenswerthen Lage. Nur wenige sind im Begriff zu prosperiren und auch diese verdanken ihr Glück weniger der Landwirthschaft, als einer industriellen Nebenbeschäftigung. Sicherlich liegt die Schuld an den Kolonisten selbst, welchen die nöthige Energie abgeht und von denen die Wenigsten etwas von Landwirthschaft verstehen. Hört man aber diese, so ist die Regierung an Allem schuld: Es fehlt uns an Geld, um Ochsen zu kaufen, welche unser Futter verzehren. Anstatt einige Schwadronen Chasseurs hieher zu verlegen, welche uns dasselbe abkaufen würden, verwendet sie lieber Hunderttausende auf Klöster und Kirchen, die wir nicht besuchen. Man sagt uns, pflanzt Tabak, wir wollen ihn Euch abkaufen; wenn man aber nicht mit einer Hundert Franken

Note für den Herrn Kontroleur kommt, so zuckt dieser die Achseln und es zeigt sich, daß unser Produkt nur dritter Classe ist. Was wollen wir machen, wir müssen losschlagen, denn andere Käufer finden wir nicht und brauchen Geld. Wenn wir klagen, so heißt es, pflanzt Korn, aber entweder verbrennt der Samum die Erndte, oder es wird zu billig. Was wir auch produziren, hat keinen Werth, was wir aber bedürfen, kostet das Dreifache. Haben wir Geld nöthig, so bezahlen wir 100 % Zinsen. Bei uns stiehlt Jeder, vom Kleinsten bis zum Größten, und der Kolonist bezahlt die Zeche! — —

Im Wirthshause von Damiette traf ich einen gewissen Herrn de la Rivière, welcher mir eine Bittschrift an den Generalgouverneur verlas. Bei der Preisvertheilung der Produktenausstellung ist dieser Herr de la Rivière, welcher als einer der ersten Weinproduzenten rühmlich bekannt ist, übergangen, der Herr Unterpräfekt dagegen mit dem ersten Preise bedacht worden. Als er seine Muster zurückverlangte, hieß es, sie seien getrunken. In der betreffenden Sitzung waren weder Präsident, noch Vizepräsident, wohl aber zwei Konkurrenten, im Ganzen nur vier Mitglieder anwesend gewesen, obwohl das Protokoll das Gegentheil behauptete. Schließlich stellte sich heraus, daß der Wein des Herrn de la Rivière durch Spiel des Zufalls für denjenigen des Herrn Unterpräfekten getrunken worden sei, und umgekehrt. Herrn de la Rivière war nun freilich mit dieser Entdeckung nicht gedient, weßhalb er in seiner Bittschrift, entweder seinen Wein zurück, oder den entsprechenden Ehrenpreis dafür verlangte. Er wurde in seinem Beginnen von Jedermann, selbst von Beamten, unterstützt; überhaupt liegt die Schuld derartiger Vorkommnisse weniger in der Verdorbenheit des Beamtenstandes, als in der büreaukratischen Organisation des ganzen Systems, welches Ausschreitungen und Mißgriffe

Einzelner möglich macht und nachher zu vertuschen sucht. Anderseits stößt man auf schöne, rührende Züge, welche beweisen, daß der Mensch in dem Beamten noch nicht untergegangen ist.

Es gibt in Medéah einen gewissen Herrn Richard, welcher gegenwärtig das Gegentheil eines solchen ist. Dieser Mann, welcher sich um Gründung der Stadt unzweifelhafte Verdienste erworben und unter andern Gebäuden auch das große Café auf der Place d'Armes gebaut hat, ist durch Trunksucht so heruntergekommen, daß ihm nur noch eine kleine Besitzung vor der Stadt geblieben ist. Von Zeit zu Zeit kommt er nun herein, um sein früheres Lokal zu besuchen, was natürlich immer in angerauchtem Zustande geschieht. Ohne gerade Spektakel zu machen, vertreibt er die Gäste durch Erzählung seiner „unverschuldeten" Unglücksfälle. Als er wieder einmal erschien, entschuldigte sich der Kellner, sein Herr habe verboten, ihn zu serviren. Natürlich reiste nun Richard von Einem zum Andern im Saale herum: Was sagen Sie dazu, mein Herr, Sie, als Fremder? In meinem eigenen Hause, das ich gestiftet und gegründet, mir eine Tasse Kaffee zu verweigern, welche ich bezahlen will! — Man schickte nach der Polizei. Herr Dürand kam selbst und suchte die Sache nach seiner Weise zu schlichten. Er ließ dem Richard Kaffee geben, dazu Cognac, nahm ihn dann aber untern Arm und begleitete ihn bis an's Thor. Man besprach eben noch den Vorfall, wobei man über die Stellung des Wirths in solchen Fällen verschiedener Meinung war, als auf einmal sich die Thüre öffnete, und Richard wieder hereintrat. Er hatte sich von Herrn Dürand verabschiedet, und war zu einem andern Stadtthor wieder hereingekommen. Jetzt rief man nach der Wache. Diese war bald zur Stelle und bemächtigte sich des Arrestanten. Wie er schon unter der Thüre war, legte ein Spahis in kurzen, rothen Pumphosen und blauer

Türkenjacke das Billardqueu nieder und fragte: Was wollt Ihr mit diesem Mann? — Er soll auf die Wache, denn er beschwert sich immer, daß man ihn nicht serviren wolle und belästigt Jedermann durch seine Geschichten. — Laissez cet homme, und wer seine Geschichten nicht hören will, mag sich entfernen. Der Wirth aber soll ihm für sein Geld Kaffee geben, denn wir sind in einem öffentlichen Kaffeehaus! — Der so gesprochen, war der Adjutant des Generals, und es hatte mich gefreut, zu sehen, daß unter der Militärherrschaft selbst der Betrunkene noch Rechte hat. Wie wäre dieser Casus wohl anderswo entschieden worden? —

Ich wollte das Kupferbergwerk von Musaia les Mines besuchen, an dessen Namen sich verschiedene, schwindelhafte, Aktienunternehmungen der Regierungszeit Louis Philipps knüpfen. Die Höhe der Taglöhne ist für solche Unternehmungen ein beinahe unübersteigliches Hinderniß. Gegenwärtig sind die Minen verlassen und der Aufenthalt soll sehr ungesund sein, obschon der Ort auf einer Anhöhe liegt. Eine Stunde außerhalb Lodi, am Abhang eines Berges, welcher durch Wasserbäche gänzlich zerklüftet ist, hört die Landstraße auf einmal auf. In einer Entfernung von Hundert Schritten beginnt sie wieder und ist sogar ein Stück weit mit Kies überschüttet, zwischen hinein ist zwei Fuß tiefer Koth. So geht es abwechselnd eine Zeitlang fort, dann aber hört Alles auf und von einer Straße ist auch nicht die entfernteste Spur mehr zu entdecken. Da das Dorf vor mir auf der Höhe lag, so hoffte ich es in gerader Linie durch das Thal zu erreichen, allein ich hatte die Rechnung ohne den durchweichten Boden gemacht. Bald befand ich mich auf gepflügtem Grund, bald in einem Waldbach, dann wieder in dichtem Gebüsch, aus welchem Schnepfen aufflogen, sodann glitschte ich zur Abwechslung, im Begleite verschiedener Felsen,

in eine dreißig Fuß tiefe Grube hinunter, so daß es mir bedenklich schien, bei einbrechender Dämmerung den Rückweg zu finden. Mein wackeres Thier arbeitete sich wieder auf die Straße hinauf gegen Lodi zu, allwo ich es bis nach Hause ausgreifen ließ. Ja, da kennen Sie Afrika schlecht, wenn Sie bei uns nach Straßen suchen! rief Joseph lachend. Man richtet sich nach der Himmelsgegend und reitet gerade aus. Das Gouvernement bezahlt wohl für Straßen, allein sie sind schwer zu finden. —

Der Chauch des Polizeikommissärs kam in den Gasthof, um mir die Mittheilung zu machen, daß sein Bruder die Erlaubniß erhalten habe, einen Ball zu geben, zu welchem er mich hiemit einlade. Das Lokal, in welchem täglich arabisches Konzert oder Café chantant gehalten wird, ist von Stein erbaut. Auf einer steilen Treppe steigt man in einen Saal, in welchem es ungefähr wie in einer Scheune aussieht. Auf hölzernen Bänken und Schragen sitzen oder liegen etwa 100 weiße Araber herum, von denen Einige rauchen, Andere Kaffee trinken. Jeder der Eingeladenen entrichtet sein Gastgeschenk in eine zinnerne Schüssel, welche von dem Gastgeber auf dem Boden gehütet wird. Die Beiträge variren von 1—20 Franken und als ich um 8 Uhr hinkam, schienen mir schon einige Hundert Franken eingegangen zu sein. Das Orchester bestand aus drei Juden in Mohrentracht, einer Clarinette, einer Violine und einer Bratsche, welche auf dem Schooß gespielt wird. Hiezu kam noch eine Sängerin, welche abwechselnd sang und die Zither schlug, niemals beides zusammen. Sängerin war eine Moreske von vollkommener Schönheit und besaß eine wohlklingende, tiefe Altstimme. Weil es als unschicklich gilt, den offenen Mund zu zeigen, pflegte sie denselben stets mit der Hand oder dem Taschentuche zu verhüllen. Die Vorträge bestanden aus einer Art von

Romanzen mit endloser Versezahl in ununterbrochener Einförmigkeit. Den Schluß bildet immer die Benennung des berühmten Verfassers.

Gegen 9 Uhr erst erschienen die Tänzerinnen, Männer tanzen niemals. Es läßt sich auch bei Tänzerinnen kaum von Tanz nach europäischen Begriffen sprechen, denn die Bewegungen bestehen nicht in den Füßen, sondern lediglich in den Hüften, mit welchen nach dem Takte der Musik in eigenthümlicher Weise gemahlen wird. Die Arme hängen leicht gebogen am Körper hinunter, und die Hand spielt mit einem Foulard, dessen Zipfel sie festhält, während das andere Ende auf dem Boden schlängelnde Bewegungen beschreibt. Selten tanzt mehr als eine Tänzerin auf einmal, und auffallender Weise wird dem Publikum nicht das Gesicht, sondern der Rücken zugewandt.

Das Bemerkenswertheste ist unstreitig die Pracht der Gewänder und die Masse von Schmuck und Kostbarkeiten, welche von den Weibern auf dem Leibe angehäuft werden. Es ist kaum anders gedenkbar, als daß der Schmuck von Verwandten und Bekannten zusammengeborgt worden, denn eine einzelne Tänzerin trug für mehr als 20,000 Franken an sich. Das, mit einem Diamantendiadem geschmückte Haar war mit Perlenschnüren durchflochten und hing in Streifen bis zu den Knieen hinunter. Schultern und Busen waren mit durchsichtigen Spitzen bekleidet. Dann kam die weit ausgeschnittene, türkische Jacke von rothem Brocat, mit goldenen Knöpfen. Von einer Schulter zur andern war der Kaftan mit einer goldenen Kette von der Dicke einer gewöhnlichen Spannkette, welche in tiefem Bogen bis auf den Leib herunter reichte, verbunden. Den Hals umschloß ein breites, fest anliegendes Halsband von feinen Perlen mit goldenem Schloß, welches mit Diamanten besetzt war. Mehrere Gürtel von Posamenter- und Goldschmied-Arbeit zierten den Leib. Ringe

werden keine getragen, dagegen fehlte es nicht an einem hübschen Quantum Arm= und Beinspangen, Alles von Gold und edeln Steinen.

Während ich den Werth des Geschmeides berechnete, erhob sich ein finsterer Araber aus seinem Winkel, schritt auf die Tänzerin zu, ergriff ihren Arm und belegte denselben mit Goldstücken, welche jene eine Zeitlang balancirte und hernach in die Hand fallen ließ. Von Zeit zu Zeit wurde das Kunststück von einem Andern wiederholt und zwar wurden Gesicht, Stirne, Wangen, Mund, Nase, sowie auch Schultern und Busen, mit Zehn= und Zwanzig=Frankenstücken belegt, welche sie mit ziemlicher Geschicklichkeit zu balanciren verstand. Man hat mir gesagt, diese Goldstücke seien immer dieselben und verbleiben der Tänzerin nicht als Geschenk, sondern werden gemiethet. Für die Operation des Balancirens, oder als Zins der Goldstücke, werden ein oder zwei Franken in die zinnerne Schüssel geworfen. So viel ist gewiß, daß die Tänzerinnen dieselben nicht bekommen, sondern wenn sie der Eigenthümer nicht zurücknimmt, so behält sie der Unternehmer des Festes. —

Neben mir saß, in prachtvoller Mohrentracht, welche jedoch durch den Burnuß halb verhüllt wurde, ein Jüngling von so wunderbarer Schönheit, daß ich ihn für eine verkleidete Tänzerin hielt. Er schien schüchtern zu sein und sprach nur wenig französisch. Der Chauch erklärte mir, es sei der Sohn eines Emirs, wenn ich nicht irre, des Bey's von Tittéry, welcher schon in seinem vierzehnten Jahre mit der Tochter eines andern Bey's verheirathet worden sei.

Die Gäste wurden übrigens ziemlich liberal mit Kaffee regalirt, und der Araber, welcher an gewöhnlichen Concertabenden sich nur eine Tasse gestattet, erlaubte sich dießmal eine zweite und dritte. Die Tänzerinnen selbst wurden nicht

nur mit Kaffee, sondern auch mit Cognac, Rhum, Wermuth und Confitüren auf's Freigebigste bewirthet, und zwar tranken sie den Cognac zuerst bescheiden aus der Kaffeetasse, bald aber ungenirt aus dem Glase. Diese Getränke, von denen sie mehrere Flaschen ertragen mögen und auch zu trinken pflegen, üben zuletzt doch ihre Wirkung aus. Das Tempo der Musik wird rascher, die Augen flammen, der Schweiß rinnt herunter und die Bewegungen des Körpers werden lebhafter, feuriger, rasender, vor Allem aber lasciver. Um 11 Uhr zog ich mich zurück, nachdem ich mich beim Festgeber gebührend beurlaubt hatte. Von den fünf Tänzerinnen hatten erst drei getanzt und mehrere wurden noch erwartet. Inzwischen waren doch einige Dutzend Cognac- und Wermuthflaschen geleert worden, und das Ausläuten des Balles ließ sich denken.

Eine interessante Kur und Zeitausfüllung waren für mich die Mohrenbäder (Bains maures). Gleich wie der Kaffee und Tabak, gehören die Bäder zu den Lebensbedürfnissen des Orientalen, welcher derselben sonst so wenige kennt. Das Badhaus ist für beide Geschlechter in der Weise gemeinsam, daß den Männern vorzugsweise die Nacht, nämlich die Zeit von Abends 6 Uhr bis 11 Uhr Morgens, den Weibern aber die übrige Tageszeit eingeräumt ist. Bei meinem Eintritt unterhielten sich einige Araber liegend und stehend über Stadt-Neuigkeiten, Andere rauchten oder tranken Kaffee, während noch Andere unter Wolldecken den letzten Prozeß des Bades absolvirten. Der Badmeister führte mich hinter einen Vorhang, woselbst er mich die Kleider ausziehen hieß, ein Tuch um meine Hüften wand und mich einem jungen Mulatten überantwortete. Dieser ließ mich ein paar hölzerne Sandalen anziehen, führte mich durch einen dunkeln Gang, öffnete eine Thüre, aus welcher heißer Dampf entgegenquoll und schob mich, wie

mir schien, in einen Ofen hinein. So weit ich mich in Dampf und Dunkelheit orientieren konnte, war ich in einem viereckigen, aus Stein gebauten Gewölbe, welches oben in eine Kuppel auslief. In der Mitte befand sich ein gewaltiger, würfelförmiger Stein, auf welchem mehrere dunkle Gestalten saßen oder lagen.

Nachdem ich ebenfalls eine Weile darauf gesessen, bedeutete mir der Mulatte, mich auf den Boden zu legen. Er begann nun, meine Arme und Beine zu ziehen und zu strecken, den ganzen Körper fest zu streichen und leicht zu drücken, denselben im Takte zu schlagen, daß es klatschte, ohne daß ich indeß eine unangenehme Empfindung dabei verspürt hätte. Als er damit fertig war, hieß er mich die Arme über der Brust kreuzen und kaum war dieß geschehen, so warf er sich mit dem vollen Gewicht seines Körpers auf meine Ellbogen, daß die Rippen krachten und ich glaubte, ersticken zu müssen. Sobald er mir wieder Luft ließ, packte ich den Kerl am Kragen und bedeutete ihm, mich mit solchen Exercitien zu verschonen. Bei spätern Bädern machte ich die Unterlassung dieser Tour von Anfang zur Bedingung. Es setzten sich noch zwei Jünglinge neben mich, welche meine Beine über ihren Schooß nahmen, mich einseiften und am Körper mit Roßhaarbürsten ernsthaft zu bearbeiten anfingen. In Algier hatte ich mehrmals gebadet und noch vor zwei Tagen in Blidah ein warmes Bad genommen, so daß ich meine Haut für ziemlich rein halten konnte. Nichtsdestoweniger zeigte mir der eine Kerl auf seiner Hand fünf oder sechs Schichten, in der Form von bleiernen Papilloten, welche er alle aus meiner Haut heraus gebürstet haben wollte und dieselben in Form eines Rostes meiner Betrachtung anheim gab.

In dem, durch eine Lampe spärlich erleuchteten Raume, mitten unter herumliegenden Leibern aller Farben, welche manchmal tief aufseufzten, während meine Wärter mich bald auf den

Rücken, bald auf den Bauch, bald auf die Seite legten, wurde mir gar seltsam zu Muth, und ich kam mir vor, wie der arme Sünder, welcher die ersten Grade der Folter muthvoll bestanden, nun aber noch die spanischen Stiefel und die Leiter gewärtigt.

Endlich aber war ich fertig, wurde mit lauem Wasser abgespült, nach dem Stein geführt, und mir gestattet, daselbst nach Belieben auszuruhen und zu schwitzen. Letzteres war mir zwar nicht möglich, denn hiezu hätte es längere Zeit bedurft. Diese Mohrenbäder sind nämlich bei Weitem nicht so heiß, wie die russischen, mit welchen sie sonst manche Aehnlichkeit haben. Hat man sich einmal an Lokal, Personen und Manipulationen gewöhnt, so sind sie angenehm, jedenfalls aber gesund, indem sie die Haut gründlich ausreinigen und die Transpiration erleichtern. Ueberall, wo sie im Gebrauch sind, hört man Nichts von Rheumatismen und ähnlichen Krankheiten.

Die Wärter kleideten mich nun von Kopf bis zu Fuß in die Tracht eines Arabers und vergaßen nicht, mir den Kopf in gleicher Weise zu umwickeln. Ich wurde wieder in's Empfangszimmer geführt, auf eine Matraze gelegt, und mit einer leichten Wolldecke zugedeckt. Diese letzte Operation hat nicht den Zweck des Nachschwitzens, sondern des Ausruhens und Verdämpfens.

Der Preis des Bades ist für den Europäer ein Franken, wobei man indeß die Bemühung der Wärter nicht vergißt. Für den Eingebornen ist derselbe bedeutend billiger. Die Weiber zahlen nicht mehr als zwei Sous, wobei sie aber ihre eigenen Lingen mitbringen. Die Männer zahlen fünf Sous, Alles inbegriffen.

Da der freundliche Herr Barthélémy seine Reise zum zweiten und dritten Male hinausschob und von Geschäften

und Aufenthalt unterwegs sprach, so erklärte ich ihm rund=weg, nachdem ich seinetwegen bereits eine volle Woche verloren, wolle ich nun mein Glück allein probieren, und transportirte mein Gepäck zu Herrn Spieß, welcher sich anheischig gemacht hatte, den Mantelsack regelrecht zu packen.

X. Reise nach Boghar.

Die Wegweiser der Steppen. Arabische Gesellschaft. Das Reisepferd. Bedenken. Equipirung. Jan, der Hußar. Der vertrauliche Wirth. Unfall des Ingenieurs. Reisegefährten. Das edle Whist. Der Quarantième und Cinquantième. Bodenlose Straßen.

Es rückte schon gegen vier Uhr, als ich, mit meinem Entschluß im Reinen, zum Stadtthor von Medéah hinausritt. Bis nach Damiette ging die Reise vortrefflich, allein da waren der Straßen und Wege oder besser Pfade mancherlei, und bei dem Mangel an Reisenden schien das System der Wegweiser überflüssig zu sein. Ein Hirt wies mich auf die einfache Frage: Laghuat, Laghuat? — wieder auf die Straße, welche ich schon geraume Zeit verlassen hatte. Bald drängten sich mehrere Araber an mich und suchten Unterhaltung einzuleiten, welche ich indeß durch einen Galopp zu unterbrechen versuchte. Eitles Bemühen! in ein paar Sätzen hatten sie mich wieder eingeholt.

Ich hatte darauf gerechnet, die sechsundzwanzig Kilometer bis Ben-Chicao in zwei Stunden zurückzulegen, allein mein Pferd schien hierüber divergirende Ansichten zu besitzen. Das 200 Franken werthe Thier war groß und stark, von dunkelbrauner Farbe, zwölfjährig und schien einen ganzen Schatz von Erfahrungen in seinem kleinen Kopfe zu verschließen. Schon aus der ungewöhnlichen Belastung mußte es entnommen haben, daß es sich da nicht um einen gewöhnlichen Spazierritt handle, und seine Gangart nach dem Sprichwort geregelt: qui veut aller loin, ménage sa monture, welches sein Reiter vergessen

zu haben schien. Ich muß dem Thier Gerechtigkeit widerfahren lassen, es hat sich tapfer gehalten. Lediglich der Gangart wegen, sah ich mich im Verlaufe der Reise veranlaßt, dasselbe gegen einen kleinen Schimmelhengst zu vertauschen, welchem ich jetzt noch Glück und Segen wünsche. Das arabische Pferd ist von Natur träge, gehorcht aber dem Willen des Herrn, wenn er demselben Nachdruck zu verleihen weiß. Der Araber liegt ihm mit den scharfen Bügeln immerfort in den Weichen, während meine langen Sporen an den Reitstiefeln beständig herunterglitten. Dazu genirte mich das Gewehr, welches ich in keine passende Lage zu bringen verstand.

Der Weg ging bergan und da die Sonne herunter war, wurde es bald dunkel und kalt, auch diente das Geschrei der Schakale und Hyänen keineswegs zu meiner Beruhigung. Mir wollte scheinen, als habe ich mich ohne Noth auf eine unheimliche Expedition eingelassen. Noch konnte ich umkehren und bei der Vorliebe meines Pferdes für den Heimweg, in anderthalb Stunden wieder im Kaffé von Medéah sitzen. Wie wollte ich aber einen solchen Augenblick von Schwäche bei mir selbst verantworten? Ausreden standen mir keine zu Gebot, denn der Entschluß war bei kaltem Blute gefaßt worden. Meine Equipirung ließ nichts zu wünschen übrig; sie bestand aus einem Hemd von gestreiftem Flanell, hirschledernen Unterhosen, dicken Tuchhosen, hohen Reitstiefeln, einem kurzen, wohlgefütterten, mit Taschen versehenen Leibrock und einem mächtigen Filzhut, welcher gegen Sonne, Wind und Regen Schutz bot. Um die Lenden trug ich, nach Art der Schützen, einen breiten Ledergurt, an welchem Dolch und Patrontasche befestigt waren. Bewaffnet war ich von Kopf bis zu Fuß, denn, außer einem doppelläufigen Jagdgewehr, hatte ich einen Revolver mit sechs Schüssen, den langen Kabylendolch und einen kurzen Spazierstock

mit gewichtigem Bleiknopf bei mir. Hiezu kam eine, wenn auch nicht starke, doch zähe, Konstitution, und vor Allem ein gutes Gewissen.

Ich hielt mein Pferd an, um eine Cigarre anzüunden, dann aber ging es vorwärts in kurzem Trab den Berg hinauf, ohne den verschiedenen Geräuschen von Rechts und Links, der Höhe und Tiefe die geringste Beachtung zu schenken.

Es war etwa halb neun Uhr, als ich beim Caravanserail von Ben-Chicao anlangte. Außer mir waren noch zwei Gäste angekommen, ein Straßen-Ingenieur, welcher mich den andern Morgen bis nach Boghar begleiten wollte, und ein Hußarenkorporal, welcher von seinem Oberst zu dessen persönlichem Dienst in den Harras nach Blidah reklamirt worden war. Die ganze Brust dieses Mannes war mit Ehrenzeichen überdeckt, welche den Narben des Gesichtes zu entsprechen schienen, aber trotz des mächtigen, schwarzen Bartes und der blitzenden Augen, hatte ich noch selten in ein treuherzigeres Soldatenantlitz geschaut.

Als die Tafel abgeräumt war, rückten wir an das große Kamin, um zu rauchen. Der Kaffee gab die anständige Veranlassung, sich an den Cognac zu machen und Jan — dieß war der einzige Name des Kriegers — schien aufzuthauen bei der Aussicht auf Jemand, der ihm für den späteren Abend Stand halten werde. Ja, sagte Jan, indem er sich räusperte und großartig in's Feuer spukte, die Medaillen habe ich nicht umsonst. Seit 1830 sitze ich hier in diesem Afrika. Wir sind nicht mehr zahlreich, welche Hußein-Dey gesehen haben. Ueberall, wo es schlecht ging, war der Jan dabei; dreiundzwanzig Wunden, Herr, sind keine Kleinigkeit, doch habe ich sie bis jetzt leicht herumgetragen. Ja, wenn ich lesen und schreiben könnte, so wäre all' dieses Kupfer goldene Ritter-

und Commandeur-Kreuze und der Jan wäre jetzt Oberst oder General, wie sein Freund Jusuf. Nun, es kann eben nicht Jeder General sein. Inzwischen habe ich mir etwas erspart, 3,800 Franken zirka, um in Frankreich leben zu können, denn arbeiten will ich dort nicht mehr. Wissen Sie auch, was das heißt, Herr, sich in Afrika etwas sparen? — Während Jan sich die leere Kaffeetasse mit Cognac zufüllte, nickte ich mit dem Kopfe, denn ich konnte mir schon denken, daß mit einem baaren Sous per Tag man es in dem theuren Lande nicht weit bringe. — Nun, sehen Sie, was mir begegnet: der Ersparniß wegen, habe ich mich verheirathet; meine Frau ist nämlich Wäscherin, Kinder haben wir keine und ich hatte mir bei Boghar ein Landgut angelegt. Mit manchem Nebenverdienst, komme ich monatlich auf sechzig Franken und meine Frau verdient gerade ebenso viel. Da wir Nichts brauchen, so waren wir im schönsten Zuge. Nun, was geschieht? auf einmal ruft mich mein alter Oberst zu sich, er will mich und nur mich und meine 120 Franken sind futsch! Ich war bei Jusuf, beim General Douïns, welche Beide mit ihm reden wollten, — allein es hat nichts genutzt, der Alte sagt: Ich will den Jan und keinen Anderen. — Der Soldat hatte ein Scheit zum Zielpunkte genommen, und versendete einen raschen Strahl nach demselben, gleichsam um seine Worte durch bildliche Darstellung zu unterstützen. — Ich versuchte ihn zu trösten. — Das weiß ich wohl, daß ich es gut bekommen werde — ich habe meinen Kameraden versprechen müssen und auch dem General, nicht mehr zu arbeiten — auch will der Alte für meine Frau sorgen, und ich soll bei ihr wohnen können; allein mit den Plänen ist es aus. —

Während Jan seine wieder zugefüllte Tasse wehmüthig leerte, suchte ich meine Schlafstätte, allein ich hatte die Rechnung

ohne den Wirth, resp. dessen Schwager, gemacht. Dieser hatte offenbar von meiner Herzensgüte einen hohen Begriff bekommen, als er gesehen, wie aufmerksam ich den Geschichten des alten Jan zugehört und mich bemüht hatte, ihn aufzurichten, worauf der Entschluß in ihm zur Reife gekommen zu sein schien, mir nun auch seine Lebensgeschichte zu erzählen. Damit dieß bequemer geschehen könne, hatte er sich für die Nacht in meinem Zimmer einquartirt. Wenn er auf kräftigen Trost gerechnet hatte, so sollte er darin nicht getäuscht werden. Ich war schon längst im Bette, als er zum Schlusse und zur Pointe seiner Biographie gelangte, welche darin bestand, daß ihm seine Frau fortgelaufen sei. Gottlob und Dank! seufzte ich, indem ich mich gegen die Wand drehte. Ja, meinte der Wirth, das Schlimmste sei, daß sie nun mit einem Andern hausire. — Desto besser, dann kommt sie so bald nicht wieder! — war mein letztes Wort.

Den andern Morgen traf ich Jan bei den Pferden. Er befühlte die Fesseln des meinigen und schien mit der Prüfung zufrieden. Allez, es ist ein wackeres Thier und wird Sie bis Laghuat tragen, Sie haben nichts zu riskiren! — Er befestigte mein Gewehr am Sattel nach Art der Dragoner und ich mußte ihm versprechen, ihn in Blidah zu besuchen. Noch ein Händedruck und das Thor des Caravanserails lag hinter uns. Ich hab' ihm nicht Wort gehalten: möge es dem wackern Manne gut gehen! —

Im Schritt, die brennende Cigarre im Munde, ritt ich, mit dem Ingenieur plaudernd, bis auf die Höhe, ohne Ahnung dessen, was meinem Begleiter die nächste Stunde, mir der Jahresschluß vorbehalten hatte. Auf dem Gipfel des Berges liegt ein arabisches Kaffeehaus, welches von weißen Burnussen

wimmelte; alsdann geht es durch einen Wald von Korkeichen hinunter nach Berouguia.

Wir hatten eben angefangen zu traben, als plötzlich das Pferd des Ingenieurs sich überschlug, stürzte und sammt seinem Reiter eine Strecke weit fortrutschte. Vor wenig Minuten noch hatte ich ihn um das schöne, kräftige Thier beneidet, dessen Eisen sich jetzt vorn als zu kurz erwiesen. Das Pferd hatte keinen Schaden genommen, wohl aber der Reiter, dessen Fuß verstaucht war und zusehends anschwoll. Er konnte die Reise nicht fortsetzen, sondern mußte in Berouguia bleiben, welches wir bald im Galopp erreichten.

Was für den Einen ein Unglück, ist manchmal für den Andern ein Glück! Ich hatte nicht beabsichtigt, anzuhalten, doch der Unfall des Ingenieurs veränderte meinen Entschluß. Zu meiner Ueberraschung traf ich im Caravanserail drei deutsche Herren, welche gemüthlich beim Frühstück saßen, während ihr Fuhrwerk, ein unbedeckter Jagdwagen, angespannt wurde. Auch sie reisten nach Laghuat, hatten sich die Sache aber etwas bequemer vorgestellt. Die Bekanntschaft war bald gemacht und das Resultat derselben, daß mein Gepäck sammt Gewehr auf den Wagen geschafft wurde und wir die Reise fortan gemeinschaftlich fortsetzten.

Um 8 Uhr Morgens wurde gewöhnlich aufgebrochen. — Man rauchte seine Cigarre in Gesellschaft, alsdann aber ritt ich voraus, um das Frühstück oder Mittagsmal, je nach Entfernung des Caravaneserails, zu bestellen. Die langen Abende vertrieb man sich am Kamin durch das edle Whist, bei einem Glase Grogg. Das nächste Wirthshaus heißt der Quarantième und es wurde hier gefrühstückt. Der Wirth, ein früherer Militär, welcher eine Spanierin zur Frau hat, scheint ein kreuzbraver Mann zu sein. Er hatte sich mit seinen Ersparnissen

hier angekauft, allein die umwohnenden Araber wollten ihm kein Land abtreten, obschon sie dasselbe nicht bebauen. Freund Jusuf versprach ihm, die Araber zu expropriiren, er solle nur ein Gesuch eingeben. Nach Jahr und Tag erhielt er vom Präfekten den Bescheid, sich mit seinen Nachbarn gütlich zu verständigen. Man kann sich denken, wie der Mann über die „Büreaux" loszog! —

Beim Cinquantième (10 Kilometer weiter) beschloß man, Nachtquartier zu machen, da der Weg bis Bogharie zu schlecht sei. Obschon es noch früh am Tage war, zeigte sich der Entschluß den nächsten Morgen mehr als gerechtfertigt, denn die Straße war an den meisten Stellen ein bodenloser Cloak, in welchen die Räder bis an die Naben einsanken. Den größten Theil des Weges mußten die Herren zu Fuß zurücklegen und langten erst Abends spät in Bogharie an. Mir ging es besser, denn schon Nachmittags drei Uhr war ich auf der Höhe von Boghar, woselbst ich zum ersten Male von meinen Empfehlungsschreiben Gebrauch machte, und von Civil und Militär vortrefflich aufgenommen wurde.

XI. Der rationalistische Agha.

Boghar und Bogharie. Der Sonnenaufgang. Die Straßen der Wüste. Arabische Freundlichkeit. Das Wild der Wüste. Der Gerichtstag für Scheidungssachen und freiwillige Gerichtsbarkeit. Geschirr der Pferde. Die Lokomotiven der Wüste. Die Entenjagd. Enthaltsamkeit der Moslemins. Ansehen des Korans. Das Kreuz der Ehrenlegion.

An den Grenzpforten der Civilisation, gegen die algierische Sahara, liegen auf luftigen Bergeshöhen zwei Städte, Ortschaften, Nester, welche einen seltsamen Kontrast zu einander bilden. Das französische Boghar ist ein mit ungeheuren Kosten erbautes, uneinnehmbares Fort, 1300 Meter über dem Meere, welches neben Kasernen, Regierungsgebäuden, Kommandantenwohnungen 2c. ein Militärspital besitzt. Der Harras enthält schöne Pferde, welche aber leider schon alt (16—25 Jahre) und von denen nur noch drei zur Zucht tauglich sind. Die cantine impériale ist ein feuchtes Loch mit einem Büffet, auf welchem einige Schnaps- und Bierflaschen die Bedeutung des Lokals vertreten. Unterhalb des Forts sind ein paar Dutzend Häuser über den Abhang verstreut und markiren die Straßen der Zukunft, welche aber jetzt schon großartige Namen tragen. Alle zweistöckigen Häuser sind unvollendet stehen geblieben, aus Mangel an Mitteln. Der Boghare hat sich die administrative Sprache gänzlich angeeignet, welche in einem seltsamen Kontrast zu der Wirklichkeit steht. Der Postmeister im Hôtel des postes, einer Hütte, vor welcher eine Schildwache die Zeit verliert, genoß gerade das Vesperbrod im Kreise seiner zahlreichen Familie

und versicherte mir, es seien leine Briefe für mich da, indem schon längere Zeit überhaupt keine Briefe mehr angelangt seien.

Eines der schönsten Schauspiele ist der Sonnenunter- und Aufgang von der Höhe von Boghar. Der ganze Horizont, vom kleinen und großen Atlas und dessen Ausläufern bis zum Djebel-Amour, ist wie in Blut getaucht, dazwischen schimmert der See von Bug-Zul und eine rothgelbe Linie bis zum Gebirge von Laghuat, — es ist die Wüste. Des Morgens glaubt man sich am Gestade des Meeres zu befinden, die ganze Tiefe ist mit Nebelwogen angefüllt, aus welchen Vorgebirge, Landzungen, Buchten, Inseln, ja sogar Segel — die Spitzen von Bäumen — hervorragen. Die Illusion ist vollständig.

Im Widerspruch mit dieser großartig angelegten, in der Ausführung unzulänglichen, französischen Schöpfung entwickelt sich in dem gegenüberliegenden Bogharie, einer rein arabischen Stadt, ungewöhnliches kommerzielles Leben. Für viele Millionen Geschäfte werden hier gemacht, besonders in Wolle, und Korn. Das Aussehen des Ortes läßt indeß nicht auf großen Wohlstand schließen. Mühsam ersteigt man das Lehmgebirge, auf welchem Bogharie liegt. Eine Stunde Regen genügt, um den Ort in eine große Kloake zu verwandeln. In diesem Falle ist die Hauptstraße nichts anderes als ein Kothbach, aus welchem zerschlagene Steinplatten, deren Kanten bisweilen hervorragen, dem kühnen Wanderer als Stützpunkt dienen. Ein Dutzend Sackgassen zweigen sich auf jeder Seite von der Hauptstraße ab. Ueberall sind Magazine, d. h. mäßig große Löcher, in welchen einige Mohren und Juden, nebst ihren Waaren liegen. Die Straßen wimmeln von Arabern und Negern, zwischen welchen sich einige Dutzend Moresken, mit schweren, kostbaren Stoffen förmlich beladen, und an Händen und Füßen, Armen, Hals und Brust mit Spangen, Bracelets

und Ketten wie Schlittenpferde aufgeputzt, herumtreiben und ihren, wie behauptet wird, einträglichen Geschäften nachgehen. Aus einem unansehnlichen Mohrenhause schaut neugierig die französische Fahne, es ist die Mairie. Auf den Felsen, um den Ort herum, sitzen und liegen einige hundert Araber, welche entweder ihr Gebet verrichten, oder die entzückende Aussicht bewundern, oder wer will dieß beurtheilen, sich sonst ihren Betrachtungen überlassen.

Von Bogharia aus entwickelt sich die Wüste. Noch finden sich Spuren von Kultur. Der Araber reitet mit seinem Pfluge, einem unten zugespitzten Stück Holz, auf das Feld; dort wird ein Strick von Aloes, oder den Fasern der Zwergpalme, um die Lenden des Thieres befestigt und der Boden etwas aufgekratzt. Wird das Jahr sehr trocken, oder verbrennt der Samum die Erndte, so ist Zeit und Mühe verloren; im entgegengesetzten Fall aber gewinnt er die zwanzigfache Aussaat. Noch begegnet man einzelnen Heerden von Schafen und Ziegen mit ihren Hirten, bald aber hört jede Kultur auf. Sandberge von der Höhe von Gebirgen, Abgründe und meilenlange, tiefe Erdrisse, wellenförmiges Terrain, stellenweis mit dem rauhen Halphagras, dem Futter der Kameele, bewachsen, bilden die Gegend. Mit Ausnahme des Kameels, welches weit von dem Zelte seines Herrn, seinen einsamen Spaziergang macht, begegnet man keinem vierfüßigen Thier. Die nächtlichen Serenaden der Schakale und Hyänen haben aufgehört, selbst die Gangas verschwinden allmählig und nur die Feldlerche begleitet den Menschen durch diese Steppen und hüpft vertraulich um die Füße des Pferdes. Die Straße ist breit, sie besteht aus der ganzen Wüste, denn Jeder reitet und fährt, allwo er den besten Weg zu finden vermeint. Der Verkehr von Jahrhunderten hat indeß durch Geleise, Knochen von Kameelen, Pferden, Eseln, Hunden, durch

Excremente ꝛc. eine nicht undeutliche Spur zurückgelassen. Nicht selten erblickt man in der Ferne Zelte von Arabern; auf der Straße dagegen kann man halbe und ganze Tage reisen, ohne einem menschlichen Angesicht zu begegnen. Die Erscheinung des Arabers, der den Kourierdienst verrichtet und welcher für eine Handvoll Tabak auf den Brief wartet, den man mit Bleistift niederschreibt, eine reisende Frau mit ihrem Gefolge, sind die Ereignisse des Tages. Die Araber finden sich durch die Neugierde des Fremdlings geehrt und sind zuvorkommend, besonders die Damen; doch ist rathsam, sich in gewissen Schranken zu halten, ansonst man in den Fall kommen könnte, seine Reise ohne Kopf fortsetzen zu müssen. Nicht selten wird man von arabischem Gesindel verfolgt und um Tabak und Geld angebettelt, oder nach der Uhr gefragt. Ist man gut beritten, so hat dieß nichts zu sagen, ein «rho», fort, «makasch», nichts da, genügt, denn mit ein paar Sätzen ist man im Nothfalle aus aller Gefahr. Reitet man aber ein mittelmäßiges, oder ermüdetes Thier, so hat die Sache ihre Schwierigkeiten, denn mit ihren leichtfüßigen Schindmähren holen sie den Reisenden leicht ein und fallen ihm im günstigsten Falle lästig. Am besten thut man, wenn man den Kerls verdeutet, vorauszureiten, und dabei spielend nach dem Gewehr oder Revolver greift. Sobald sie den Hahn knacken hören, ist man das Pack los. Hat man ein Fels- oder Sandgebirge überstiegen, oder ist man aus einer Schlucht wieder aufgetaucht, so hat das menschliche Auge die weißen Mauern des Karavanserails gewiß nicht früher entdeckt, als dasjenige des Pferdes. Sein Ohr stellt, der Hals steift sich, die Gangart wird fester, lebhafter, ein Schenkeldruck und der Hengst fliegt dem erwünschten Ziele entgegen, wo Gerste und Wasser ihn für seine Mühsale entschädigen. Dieses Ziel ist aber nicht so nahe, als es scheint.

Die weißen Mauern verschwinden und erscheinen wieder und nach Stunden sind sie immer gleich weit entfernt.

Ain-Oussera, so heißt das fünfte Karavanserail, welches auf einer Anhöhe die Gegend weithin beherrscht. Ein kleiner See und kurzer Fluß, welcher bald im Sande versiegt, dienen den Reihern, Flamingos und wilden Enten zum Tummelplatz. Bevor die ungezämte Jagdlust der Franzosen das Gewild verscheucht hatte, weideten hier zahlreiche Gazellenheerden und löschten ihren Durst. Da das Pferd im morastigen Boden einsank, so rief mir aus einem unsichtbaren Gurbis eine Araberfamilie zu und bezeichnete mir nach ihrer Weise deutlich Weg und Steg. Das Verständniß machte sich einfach, ich ritt bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Flusses, bald in dessen Mitte; befand ich mich auf unrechtem Pfade, so erinnerte mich das Geheul meiner Wegweiser nicht undeutlich daran und es blieb mir nun überlassen so lange herüber und hinüberzusetzen, bis es, zum Zeichen, daß ich im Wahren sei, verstummte. Als ich die Höhe hinaufklomm, war ich erstaunt, außer den beiden Spahis im rothen Burnuß, den Wächtern des Karavanserails, eine große Versammlung von Arabern vorzufinden. Es war dieß kein Gesindel, sondern nach Pferden und Sattelzeug zu urtheilen, anständige Leute, arabische Bourgeois, welche in mehreren weiten Kreisen auf dem Boden verhandelten. Wie ich vernahm, war gerade großer Gerichtstag für Scheidungssachen und freiwillige Gerichtsbarkeit. Wie in Europa bildet erstere Kategorie einen nicht unwichtigen Faktor in der Beschäftigung der Gerichte. Man irrt sehr, wenn man die Weiber sich als Sklavinnen der Männer vorstellt, das Verhältniß ist eher ein umgekehrtes. Abgesehen von dem Schleier und der Zurückgezogenheit, welche Sitte und Gesetz vorschreiben, führen die Frauen ein scharfes häusliches Szepter und die meisten

Muselmänner sind Pantoffelhelden. Der geplagte Ehemann kann lang klagen, der Kadi glaubt der Frau, deren Mundstück jeden Advokaten aus dem Felde schlägt und selbst den erbitterten Kläger einschüchtert. Die Herrlichkeit der Frau nimmt zwar ein rasches Ende durch die zweite Ehe, denn No. 2 ist jünger als Nr. 1 und No. 3 jünger als No. 2 u. s. f. Der Koran setzt kein Alter fest, sondern verlangt nur Reife. Kürzlich hat in Bona ein Muselmann ein Kind von sechs Jahren geheirathet. Allein man muß nicht vergessen, daß jede Gattin das Recht auf standesmäßigen Unterhalt besitzt, welcher Umstand selbst den Wohlhabenden die mehrfache Ehe überlegen läßt. An Brüdern, Schwägern, Vettern und Advokaten (oukils), die Rechte der Frau zu schützen, fehlt es derselben niemals. Ist aber einmal dieser Schritt geschehen, so ist es gewöhnlich die erste Frau, welche mit der Scheidungsklage auftritt und nun ändert sich die Sache. Die Klägerin klagt wegen Nichterfüllung von Pflichten, auf welche sie ein gesetzliches Recht hat und wenn sie nicht handgreiflich lügt, so glaubt ihr der Kadi und löst das Eheband. Auch die freiwillige Gerichtsbarkeit gibt zu schaffen. Der Araber ist ziemlich schreibselig. Abgesehen von Testamenten, Verkommnissen, gibt es Besitzestitel für bewegliches und unbewegliches Eigenthum und massenhafte direkte, indirekte und subsidiäre Mitantheilhaberschafts-Urkunden an Gesammteigenthum. Der Kaïd und der Kadi präsidiren diese Versammlungen, ein Adul (Gerichtsschreiber) redigirt den Text der Verhandlung in ein Protokoll, von welchem er den Parteien Ausfertigung ertheilt. Alles dieß geschieht auf flacher Hand mit sauberer Schrift und der Kadi drückt sein Siegel darauf, bei welcher Operation ihm der Handballen als Unterlage dient

Einige Schritte hinter der Versammlung standen die Pferde, ohne alle Bewachung. Man legt ihnen den Zaum vor die

Füße und sie stehen stundenlang. Bekanntlich behandelt der Araber sein Pferd gut, ja sogar zärtlich. Wenn sie lange stehen, werden sie von Zeit zu Zeit besucht, angeredet, leicht in den Weichen gekitzelt, worauf sie wieder neue Geduld schöpfen. Selten schlägt oder beißt ein Pferd und selbst ihr Feuer hängt von dem Willen des Reiters ab. Eine häßliche Verunstaltung besteht darin, dem Thiere die Schweifhaare auszuziehen; auch sollen sie sich dieselben unter einander selbst auffressen. Das Sattelzeug war durchgehend in gutem Zustand, was sonst selten ist. Unter dem hölzernen, fest umgürteten Sattel, mit bis an die Schultern reichender Rücklehne, liegt eine vierfache Reitdecke, von blauem, gelbem und rothem Wollentuch. Die schweren, eisernen Bügel, auf welchen der Reiter im Trab und Galopp, so wie immer im Gefechte steht, sind durch mehrfache geflochtene Riemen befestigt. Der Zaum besteht aus unserer Stange, mit dem Unterschiede, daß die Kinnkette aus einem Metallstücke besteht. Lediglich zur Zierde sind goldgestickte Scheuchleder vorhanden, welche jedoch die Augen frei lassen. Unter den bessern Thieren bemerkte ich ein reich geschirrtes Füllen, welchem leider wie den andern die Schweifhaare fehlten. Der Sattel von rothem Maroquin war neu und die Bügel von feiner Arbeit. Wem gehört das Füllen? Dem Agha. — Im Hofe des Karavanserails lag ein Eber und verschiedenes Wild. Wer ist der Jäger? Der Agha. — Der Wirth erklärte mir endlich, es sei der Agha Boudissa, von Boghar, dessen Bekanntschaft wir gleich machen werden.

Inzwischen war meine Reisegesellschaft, welche zu Wagen reiste, angelangt. Es ist dieß die langsamste und theuerste, mitunter sogar schwierigste Weise in der Wüste zu reisen. Mit einem zweirädrigen, mit zwei guten Pferden bespannten, Cabriolet kann man fortkommen, ein vierrädriger Wagen dagegen

bedarf vier Pferde, um durch den Sand, die Erdrisse und bodenlosen Geleise zu gelangen. Meine drei Begleiter mußten im Ganzen 16 Pferde in Anspruch nehmen, um ihre Tour auszuführen und schließlich doch ohne Wagen und Gepäck wieder in Medéah anzulangen. Die bequemste Weise zu reisen ist zu Maulthier, welche aber die Begleitung eines Spahis erfordert, die billigste und beförderlichste zu Pferde. Man kauft ein tüchtiges, nicht allzu junges Pferd, sammt Sattel und Zeug für 200 bis 350 Franken, legt mit demselben bei aufmerksamer Verpflegung durchschnittlich 18 Stunden zurück und verkauft dasselbe bei der Rückkehr ohne großen Schaden, zuweilen mit Nutzen. Während wir eine Mahlzeit einnahmen, welche hier Frühstück genannt wird, obschon es zwei Uhr Nachmittags war, prüfte ein Araber, offenbar mit Sachkenntniß, unsere Gewehre und fragte bei jedem nach dem Preise. Als man ihm sagte, eines der schön aussehenden, doppelläufigen Jagdgewehre habe nur 75 Franken gekostet, fand er es theuer, während er mein unscheinbares Faucheux-Gewehr zum Preise von 650 Franken billig fand. Er acceptirte gerne ein Glas Absynthe, welches er in ruhigem Zuge leerte. Als er mir gegenübersaß, bemerkte ich an seinem schwarzen Burnuß vorn auf der Brust eine Goldstickerei. Bist Du der Kadi? — Nein, mein Kadi ist draußen mit dem Kaïd. — Warum trägst Du die Stickerei? — Es ist das Unterscheidungszeichen meines Amtes, ich bin der Agha Boudissa. Du scheinst meinen Namen zu kennen, vielleicht hast Du ihn in der Zeitung gelesen. Ich bin der Mann, welcher die Preise gewinnt, die sie in Algier für schnelle Pferde aussetzen. — Wie kömmt es, daß Du so gut französisch sprichst? — Ich war 5 Jahre auf der Insel St. Marguerite gefangen. Nachdem mein Vater, bekannt unter dem Namen: Die Schlange der Wüste, sich unterworfen hatte, hielt man mich für gefährlich

und behandelte mich als Staatsgefangenen. Der Kaiser aber schenkte mir die Freiheit und machte mich zum Agha. — Ueber wie viel Seelen hast Du zu gebieten? — Ueber 180,000. — Du sollst ein großer Jäger sein, könntest Du mich nicht einige Enten zum Mittagessen schießen lassen? — Kannst Du still sitzen? — Ich glaube ja. — So nimm Dein Gewehr und komm, denn um 6 Uhr muß ich nach Hause reiten. — Wir marschirten zu Fuß an einen kleinen See, meine Reisegefährten folgten zu Pferde. Es fehlte nicht an Wild, allein es schien, als habe dasselbe von unsern schlimmen Absichten Wind bekommen. Als sie den See umstellt sahen, flogen die Enten auf und davon. Der Araber schien sich nichts daraus zu machen und lag in seinem dicken schwarzen Burnuß ruhig in den Dornen. Die Enten kehrten zurück und von Zeit zu Zeit knallte die Flinte Boudissas und nie umsonst. Der Hund oder er selbst holten das Wild. Inzwischen fand ich, das Stillsitzen oder Liegen habe seine Unbequemlichkeit, besonders bei der Kälte Die algierische Wüste besteht nämlich aus einer Reihe ineinandergeschachtelter Hochebenen, von welchen die niedrigste 700 Meter über dem Meere liegt. Während die weißen Sonnenstrahlen die Haut vom Gesichte lösen, bringt ein scharfer Wüstenwind bis auf das Mark der Knochen, und Mäntel, Röcke, Shwals erweisen sich als ungenügende Schutzmittel. Ist die Sonne einmal herunter, so thut man daher wohl sich nach einem Unterkommen umzusehen, denn die Dämmerung ist von kurzer Dauer und die Nächte sind dunkel und kalt. Da ich weder Lust noch Zeit hatte, mir ein Fieber zu holen, so beschloß ich, den Enten das Leben zu schenken und trat mit dem Agha den Rückweg an.

Das Mittagsmahl war äußerst belebt. Boudissa, der seine Abreise auf 10 Uhr verschob, war unser Gast. Nach einigen

Absynths ließ er sich gerne einschenken. Trink' dieses Glas, es ist Limonade, auf die Gesundheit Deines Kaisers! — Der Agha leerte ruhig das Glas und sagte halblaut: Es ist Champagner, lieber Freund, aber auf diese Gesundheit leere ich gerne die ganze Flasche! Als man ihm wiederholt einschenkte, bemerkte er beiläufig, bei einem Gastmahl, welchem er beigewohnt, haben kürzlich drei Männer und zwei Frauen sechs Flaschen Absynthe, sechs Flaschen Bordeau, zwei Flaschen Cognac zum Kaffee und schließlich noch acht Bouteillen Wermuth getrunken, ohne daß einer der Gäste das Mindeste verspürt hätte. Diese Mittheilung kühlte den Eifer der Einschenkenden etwas ab und der Agha trank mäßig weiter. Was sagen die Marabuts zu Deinem Weintrinken? — Halte mich nicht etwa für einen Söffer, ich trinke für mich zu Hause nur Wasser, wenn ich aber in Gesellschaft bin, so trinke ich was die Andern und suche es nicht zu verbergen. Die Marabuts mögen sich vor mir in Acht nehmen, ich kenne diese Heiligen. Kürzlich wollte mich einer bekehren und ließ mit Kugeln auf sich feuern, welche ihm nichts anhaben konnten. Ich bemerkte ihm, es müsse noch viel leichter sein, sich gegen Hiebe zu schützen und ließ ihm durch meine Chauchs (Gerichtsdiener) fünfzig Triks aufpfeffern, woraufhin er dann gestand, die Kugeln seien nur von Kork gewesen. Sobald einer anfängt Wunder zu thun, so haben meine Spahis ihre Aufträge, welche vollzogen werden, ohne daß ich dabei bin. Wie, solche Kerls wollen für mich beten, ich soll dafür bezahlen und dieß soll mehr wirken als mein eigen Gebet! — Was hälst Du vom Koran und dem Propheten? — Der Koran ist ein gutes Buch, ebensogut als Euer Gesetzbuch. Soweit er allgemeine Vorschriften enthält, muß ich mich ihm unterziehen, soweit persönliche, erlaube ich mir dieselben zu prüfen und davon zu beobachten, was mir zweckmäßig

erscheint. Mohammed ist für mich ein großer Gesetzgeber, aber kein Prophet, denn seine Wunder kann ich auch verrichten. Eine reiche Wittwe hat ihn zum selbstständigen Manne gemacht und nun wollte er auch Sultan werden, wozu ihm die Religion als Leiter diente. Er selbst war ein großer Mann, seine Nachfolger und Stellvertreter aber sind den Schuß Pulver nicht werth. — Hast Du diese Ideen aus Deinem Kopf, oder hast Du sie in Frankreich eingesogen? — Ich hatte sie schon von Jugend auf, Aberglauben wollte mir nie in den Kopf. In Frankreich aber habe ich gesehen, daß Euere Religion um nicht viel besser ist. Wie, Ihr betet ein Weib an und glaubt an dessen unbefleckte Empfängniß! Aus jedem Vagabund, dem es schlecht gegangen ist, macht Ihr einen Heiligen, laßt für Euch beten und bezahlt dafür! Unsere Religion ist im Koran enthalten, und wir können ihn auswendig. Ihr habt auch ein Buch (die Bibel), aber Ihr dürft es nicht lesen! Der Bischof meinte, ich solle opfern, dann werde mir die Freiheit geschenkt werden. Da ich zweifelte, ging man bis auf 40 Fr. herunter. Ich schützte meine Armuth und Hülflosigkeit vor. Da wurde er böse, weihte mich, als verstockten Sünder, der ewigen Verdammniß und sagte, er werde dafür sorgen, daß ich noch zehn Jahre in der Gefangenschaft bleibe. Nach acht Tagen aber war ich frei und konnte mich nicht enthalten ihm einen Abschiedsbesuch zu machen. Monseigneur, sagte ich, Sie wollten mich noch zehn Jahre behalten, es kömmt mir wohl daß der Kaiser mächtiger ist als die Kirche. Wie, Ihr glaubt, weil Euere Marabuts nicht verheirathet sind, so seien sie reiner als andere Menschenkinder! — Warum trägst Du das Kreuz der Ehrenlegion nicht? — Meine Brüder, Schwäger, Vettern besitzen es alle, ich allein habe es noch nicht erhalten, weil meine Zunge zu lang ist. Ich muß die Wahrheit reden vor Freund und

Feind und sollte es mir den Kopf kosten, sagte Boudissa, indem er letztern Körpertheil bedeutungsvoll berührte. Ich spreche zu Jusuf, Martimpré und dem Marschall, wie ich zu Dir rede. Ich liebe den Kaiser, welcher mir die Freiheit geschenkt und Ehre und Vermögen zurückgegeben hat; aber nicht Alles, was in Algier geschieht, weiß der Kaiser und nicht Alles, was er weiß, wird von ihm gebilligt, wenn er es auch nicht zu ändern vermag. — Du wirst das Kreuz der Ehrenlegion nie erhalten, lieber Boudissa, denn Du sprichst die Wahrheit und bist malitiös dazu. Mit diesen Eigenschaften kannst Du in keinem Staate der Welt Deinen Weg machen. — Ich glaube, es sei so wie Du sagst, doch behalte ich nichtsdestoweniger das Gefühl meines Werthes und mein ruhiges Gewissen und wenn ich früher oder später zu meinen Vätern versammelt werde, so bin ich ihnen ohne Kreuz wohl ebenso willkommen, als mit demselben. — Ich reichte ihm die Hand, welche er nach europäischer Weise drückte, nachher seine Fingerspitzen an den Mund führend. Die Unterhaltung blieb dabei. Während er seine Cigarrette wickelte, zeigte ich ihm mein Empfehlungsschreiben an den Grand-Khalifa von Laghuat. Es ist mein Schwager, sagte Boudissa, er wird Dich gut aufnehmen, für alle Fälle aber zeige ihm Dieses. Er schrieb einige arabische Worte auf das Couvert des Briefes und drückte sein Siegel darauf. Elf Uhr war längst vorüber. Der Agha schlürfte seinen Kaffee, schwang sich auf sein Roß und verließ mit seinen Reitern das Karavanserail.

XII. Der Ueberfall von Djelfa.

Bodenbeschaffenheit. Artesische Brunnen. Salzfelsen. Die Rüsselratte. Fanatismus. Das Erkenntniß des Kriegsgerichts. Todesmuth des Arabers.

Sollte ein Zweifel darüber bestehen, daß die Hochebenen Algeriens früher Meeresgrund gewesen seien, so dürfte man nur das Wasser kosten, welches überall einen widerlichen Salzgeschmack hat. Die wellenförmige Beschaffenheit des Bodens und der Sandberge, sowie die vielen Versteinerungen stimmen denn auch mit dieser Annahme überein. Im Sahel namentlich findet man neben der Straße ganze Austerbänke, Perlmuscheln und andere in einer Vollkommenheit der Erhaltung, daß man sich am Strande des Meeres zu befinden glaubt. Das Regenwasser der Pfützen gilt als herrlicher Labetrunk und oft wird einem ein Gemisch von Kalk, Sand, Lehm und Infusorien vorgesetzt, bei welchem man das Lachen kaum verhalten kann. Nichtsdestoweniger wird in Ermangelung eines Bessern diese Brühe, vermischt mit etwas Cognac oder Orangensaft, getrunken. Das Gouvernement sucht dem Wassermangel durch artesische Brunnen abzuhelfen, so in Guelt-el-Stel, und eben wurde bei Ahrmiâs, in der Ebene der Zahrès, acht Kilometer von Mezzeran, ein solcher eingeweiht, bei welcher Gelegenheit es an überschwenglichen Reden, Kuskusschwelgereien und Fantasias nicht fehlte. Die Unternehmung ist geglückt. Aus einer Tiefe von 77 Meter stürzt eine mannsdicke Wassersäule von 21 Grad R. Wärme, welche der Gegend von unberechenbarem

Nutzen sein wird. Die Franzosen behaupten, daß Wasser sei vortrefflich, die Araber dagegen, es sei salzig, wie das gewöhnliche. Leider haben Letztere etwas recht. Die Thiere sollen das Salzwasser dem andern vorziehen. Es ist indeß schwer, sich hierüber zu vergewissern, da sie kein anderes bekommen und sich bis jetzt über diese Frage noch nicht ausgesprochen haben. So viel ist gewiß, daß die Pferde, welche nicht daran gewöhnt sind, lieber Durst leiden, als sich entschließen, davon zu trinken. Trotz dem Ruhme, der von den artesischen Brunnen gemacht wird, steht fest, daß stets einige Maulthiere unterwegs sind, um süßes Wasser für die Herren Offiziere zu transportiren, indem selbst der leichteste Salzgeschmack im Kaffee herzlich schlecht mundet.

Hat man sich durch die beweglichen Sandberge des banc de sable, welcher seinem Namen alle Ehre macht, hindurchgewunden, so steigt man zu den bläulichen und grünlichen Salzfelsen des Rocher de sel hinauf, woselbst das Salz aus unerschöpflichen Lagern ad libitum gebrochen wird. Seltsamerweise genießt man in dem Karavanserail dieses Ortes gerade das beste Wasser, indem ein Bergstrom den Fuß der Felsen umspühlt. Eine zahme Gazelle, das eleganteste Thier, welches man sehen kann, schmiegt sich an die streichelnde Hand und betrachtet neugierig den Reisenden. Um Geld und gute Worte erhandelte ich von dem gefälligen Wirth eine lebendige Rüsselratte (rat à trompe), etwas größer als eine Maus, welche mit einem feinen, zolllangen Rüssel versehen ist. Die französischen Naturforscher sollen lange Zeit die Existenz dieses Thieres bestritten haben, bis man ihnen einige Exemplare einschickte.

Nachdem man den Bergstrom drei Mal passirt hat, windet sich die Straße über Felsabhänge, Bergwasser und Geröll nach

Djelfa, dem Sitze der Kreisregierung hinauf, welches man in einer Tagreise erreicht. Der Ort besteht, wie alle algierischen Niederlassungen, welche mit großen Buchstaben auf der Karte verzeichnet stehen, aus einem Fort, einer Kirche und einigen zwanzig einstöckigen Häusern, worunter zwei Hôtels. Abgesehen von seiner Bedeutung als Militärstation und Regierungssitz, ist er durch seinen Handel mit den umliegenden Araberstämmen nicht unwichtig. Berücksichtigt man die Harmlosigkeit ihrer Beschäftigung, — Viehzucht und etwas Ackerbau — so kann man dem Gedanken an die Möglichkeit einer Insurrektion dieser Leute keinen Raum geben. Nichtsdestoweniger existirt ein Faktor, welcher niemals übersehen werden darf; es ist dieß der religiöse Fanatismus, welcher aus dem friedfertigsten Menschen ein reißendes Thier machen kann. Noch ist das zweite Jahr nicht verflossen, daß diese öden Straßen vom Geschrei wüthender Araberhaufen widerhallten, die Häuser geplündert und Männer, Weiber und Kinder gemordet wurden. Der Graf Leroux, ein 23jähriger Offizier, welcher dieser Affaire den Orden der Ehrenlegion und den dritten Streifen an seiner Mütze verdankt, verkürzte mir die Rückreise von Guelt-el-Stel nach Bogharie durch deren Erzählung:

In Folge der Expeditionen nach China, Mexiko, Rom ꝛc. sind die algierischen Garnisonen außerordentlich geschwächt worden. Der Dienst wird fast ausschließlich durch Disziplinarkompagnien und das bataillon d'Afrique versehen, das aus schweren Verbrechern besteht, welche den Rest ihrer Strafe auf diese Weise abbüßen. Viele Offiziere befinden sich auf Urlaub, manchmal wochenlang auf der Jagd. Es lagen damals im Fort von Djelfa zirka 60 Mann und ein Unterlieutenant, der jetzige Hauptmann Leroux. Den 14. April 1861, Nachts gegen zwölf Uhr, wurde an's Thor geklopft und der Schildwache gemeldet,

daß Djelfa von den Arabern überfallen und genommen sei. Die Nachricht schien ganz unglaublich, denn nicht das mindeste Vorzeichen war vorangegangen. Fatalerweise waren gerade keine Vorräthe von Munition vorhanden, im Ganzen nur vierhundert Patronen. Das einzige Pferd, welches sich im Fort befand, war das des Zahlmeisters. Der Lieutenant Leroux ließ weder die Trommel rühren, noch Licht anzünden, aber in aller Stille die Leute wecken und vollständig armiren. Im Hofe verlangte er Freiwillige zu einer Rekognoscirung. Es meldeten sich 23 Mann. Jeder derselben erhielt sechs Patronen und es wurd geladen. Ein erprobter Spahi wurde auf dem Pferd des Comptables nach der nächsten Smala geschickt, um Hülfe zu holen und hieb sich in der That glücklich durch das nächtliche Gewirr. Der Lieutenant gelangte mit seinen Freiwilligen durch einen Schwarm von fliehenden Kolonisten, welche ihm alle keine Auskunft geben konnten, bis ungefähr in die Mitte des Ortes. Da Alles dunkel war und man bei dem Heidenlärm nichts verstehen konnte, so stellte er seine Mannschaft auf zwei Glieder und ließ einige feuern, um sich zu erkennen, aber sogleich wieder laden, indem er der Ansicht war, der Soldat entwickle mehr Muth, wenn er seines Schusses sicher sei. Man befand sich vor dem Feind. Der Lieutenant ließ sogleich mit dem Bajonnett chargiren und wie es scheint war der Choc so gewaltig, daß er entschied. Die Araberhaufen wurden zersprengt und fielen den herbeieilenden Hülfstruppen in die Hände, welche sie theils gefangen nahmen, theils sofort niedermachten. Nun wurde Haus für Haus durchsucht und die Plündernden gefangen. Schreckliche Szenen sollen stattgefunden haben. Kapitän Leroux erzählt von einem 6jährigen Kinde, welches durchstochen in seinem Bettchen lag, während sein 3jähriges Schwesterchen sich darunter versteckt hatte und dadurch dem Tod entging. Anderes

bleibt besser unbeschrieben. — Die Veranlassung war lediglich der Fanatismus, welcher während des Ramadans durch die Predigten der Marabuts angefacht worden war. Die Christenbrut sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Seltsamerweise waren es zwei verschiedene Horden, die ohne Einverständniß, jede auf eigene Faust, den Ueberfall betrieben. Wären sie einig gewesen, so hätten sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, in Djelfa gesiegt. Die Marabuts und Anführer retteten sich in's Marrokanische. Sieben Gefangene wurden nach kriegsgerichtlichem Erkenntniß schon den andern Tag erschossen, etwa zwanzig zu mehr oder weniger schweren Strafen verurtheilt. Der Marschall soll sich über dieses rasche Vorgehen sehr unwillig gezeigt und dem Kriegsgerichte einen derben Verweis ertheilt haben. Es ist indeß erlaubt zu vermuthen, daß der Prozeß unter dem Kommando des Marschalls selbst wohl noch kürzer ausgefallen wäre.

Der Araber, welches auch sein zeitlicher Wandel gewesen sei, weiß zu sterben wie ein Mann. Er betrachtet den Tod als eine nothwendige Abrundung seiner Existenz. Auf seinem letzten Gange beschreibt der faltige Burnuß dieselben eleganten Undulationen, der Schritt ist fest und das Antlitz drückt die Ruhe einer großen Seele aus. Der linke Arm hängt nachläßig herunter, die rechte Hand an der Stirn, schaut er ruhig in's Feuer. „Wenn", denkt er, „Dein Schicksal im Rathe des „Propheten beschlossen ist, so ist es beschlossen. Sollst Du leben, „so werden alle diese rothen Hosen und Flinten Dir nichts „anhaben können." Getroffen, bricht er zusammen, ohne Ueberraschung, ohne Verwünschung und Klage, ja sogar ohne das Zucken des Schmerzes. Er hüllt sich in sein Gewand, und das Auge sucht den Sergenten, welcher dem Rest seines Daseins ein rasches Ende macht.

XIII. Laghuat und der große Khalif.

Aïn-el-Ibel. Gehörnte Vipern. Kameelmilch und Fische. Die Notabilitätencaravane. Geister der Wüste. Oasen. Das Nachtmahl des Patriarchen. Vino-di-Laghuat. Die Pisestadt. Der arabische Fürst. Empfang bei Hofe. Die Kleiderkammer. Ein für Herrn von Manteuffel ungünstiger Vergleich. Dattelpalmen. Baumwollenpflanzung. Gazellenjagd. Straußenjagd. Jagd mit dem Falken. Die Kameele der Mosabiten. Der Marabut von Sidi-Aissa. Der Cercle militaire. Oasenbier. Timbuktu. Pantherfelle. Rieseneidechsen. Eine gesalzene Rechnung.

Nachdem man die Hochebenen von Djelfa, 1400 Meter und höher über dem Meeresspiegel, passirt hat, ohne von den Windstößen entzweigeschnitten oder gegen seinen Willen weiterbefördert zu werden, steigt man nach Oued-Sedeur und Ain-el-Ibel (Brunnen der Kameele) in die heiße Wüste herunter. Das Terrain ist von Erdrissen durchfurcht, welche ganze Thäler und Abgründe bilden. Mitten in diese Zerklüftung hat sich ein Kaïd einen weitläufigen, kloster- oder festungsartigen Palast gebaut, dessen Hauptbestandtheil der Hof bildet, welcher zahlreiche Heerden beherbergen kann. Die Luft ist hier so scharf und trocken, daß die Haut der Lippen und Nase aufspringt und man wie geschunden aussieht. Dabei macht der beständige Temperaturwechsel den Körper empfindlich, so daß man sich des Abends das Kaminfeuer von Myrthen- und Tamarindenholz gern gefallen läßt. Als Andenken an Ain-el-Ibel kaufte ich dem Arabervolk einige Hände voll Stachelschweinsborsten, einige Dutzend Skorpione, welche sich unter den Steinen am Wege finden und zwei lebende, gehörnte Vipern ab, deren Biß in wenig Minuten den Tod bringt. In jetziger Jahreszeit schlafen diese Thiere den Winterschlaf und sind nicht gefährlich,

da ich aber meine Staaten noch nicht an Oktavian verloren und das Schicksal der Kleopatra nur mäßige Lockung auf mich ausübt, so ließ ich die kleinen Bestien in solide Flaschen versorgen und brachte sie auf diese Weise, nicht ohne verschiedene Fährlichkeiten, nach Algier. In dem kleinen Karavanserail von Megta-el-Ouft erlabte ich mich an vortrefflichen Fischen und ebenso vortrefflicher Kameelmilch zum Kaffee, dagegen war das Lager ziemlich hart; es bestand aus dem Fußboden, welcher durch einen dünnen Teppich an Elastizität wenig gewonnen hatte. Dessenungeachtet schlief ich den Schlaf des Gerechten und kann das Rezept hiezu als probat empfehlen; es besteht aus einem 18stündigen Ritt bei Wind und Sonnenschein. Das nächstfolgende Karavanserail Sidi-Makluf hat seinen Namen von einem gewissen Herrn Makluf, der bei Lebzeiten ein großer Heiliger gewesen sein soll und dafür hier einen Marabut mit zuckerhutförmiger Spitze, als Grabmal, besitzt. Es ist indeß mit diesen Heiligen nicht weit her, denn wer z. B. keinen Wermuth, sondern nur Absynthe trinkt, wer nicht schnupft, sondern nur raucht, ist schon ziemlich heilig, wobei ihm nebenbei Manches, was er nicht lassen kann, nachgesehen wird. In der Nähe der letzten Station vor Laghuat begegneten wir einer zahlreichen Karavane, welche im kurzen Galopp daherzog. Es war der Oberkommandant Suzoni von Laghuat, der Platzkommandant Masson, der Chef des arabischen Büreau's, eine Masse Offiziere und eine Kompagnie Spahis, welche in ihrem rothen Burnuß aussehen wie die Könige des alten Testamentes. Die glänzende Karavane begab sich zur Einweihung des artesischen Brunnens nach Mezzeran und weithin schimmerten ihre Standarten im Golde der Abendsonne.

In Metlili oder Puit-Ens, von dem Gründer eines artesischen Brunnens, der darin seinen Tod gefunden so benannt,

warf ich mich ermüdet auf ein Bett und genoß in vollen Zügen das Gefühl des Ausruhens. In Stockholm wird in der Riddarholmskirche die Leibwäsche Gustav Adolphs aus der Schlacht bei Lützen und die Uniform König Karl XII., dieses glänzenden Phantasten, gezeigt, welcher den Weg von Bender in der Türkei bis Stralsund zu Pferde zurückgelegt hat. Ich hatte meine Gründe mich glücklich zu schätzen, daß diese Ehre weder mir, noch meiner Leibwäsche zu Theil wurde. Als mir nach kurzer Rast das Pferd wieder vorgeführt wurde, konnte ich erst jetzt die Physiognomie eines einheimischen Großen würdigen, welchem gewöhnlich, wenn auch nicht das Aufsteigen, so doch das Absteigen erspart wird.

Den Gebirgsstock bei Laghuat zur Rechten lassend, übersteigt man eine Reihe von Sandhügeln und Felsen, zwischen welchen hie und da eine Tamarinde zum Vorschein kommt. Ueber Gestein und Geröll fliegen einzelne Burnusse in voller Carrière wie Geister vorbei. Dann ein See, oder besser Morast, in welchem die Wagen stecken bleiben, und für denjenigen, der sich durchgearbeitet, o Wunder! ein Haus sammt Garten, ein Zelt voll Militärs, dann abermals Sand, aber endlich eine feste Straße, eine Allee von Akazien und links und rechts Wälder von Dattelpalmen, — die Oasen von Laghuat.

Durch ein Gelände von Gärten gelangt man in die Stadt, deren Hauptstraßen mit Arkaden in französisch-italienischem Styl geschmückt sind. Ueber den Hauptplatz (place du gouvernement), dessen vier Seiten mit stattlichen Gebäuden, nämlich einem Palaste des Khalifen, der Wohnung des Oberkommandanten, dem Regierungs- und Gerichtsgebäude, dem Cercle militaire und dem Bazar, umgeben und dessen Mitte durch eine breite Steinbarriere von der Straße getrennt und für Spaziergänger reservirt ist, führt der Weg nach dem

Gasthofe, hôtel des touristes. Obschon wir seit Langem die einzigen Touristen gewesen waren, so kostete es Mühe, für unsere Pferde einen Platz in dem Hanghar zu erringen, welcher mit allerlei Vieh und Gerümpel vollgepfropft war.

Mein erstes Geschäft war sodann, mich in's Mohrenbad führen zu lassen, woselbst ich meine irdische Hülle drei Negerjünglingen überantwortete, welche mit derselben umgingen, wie man eben mit fremdem Eigenthum umzugehen pflegt. Die Theorie der diligentia quam suis scheint auf den Lehrstühlen Afrika's nicht entwickelt zu werden. Diese Bäder sind nicht überall gleich, so zum Beispiel in Algier nicht wie in Medéah und hier nicht wie in Laghuat. So viel halte ich für sicher, daß wo sie gut eingerichtet und das Verfahren richtig angewandt wird, es nicht leicht eine zweckmäßigere, dem Klima entsprechendere Anstalt geben kann. Unser Nachtessen, oder dîner, bestand aus einem Rebhuhn mit Linsen. Ersteres besaß aber einen so entschieden patriarchalischen Charakter, daß der Hund der einzige Tourist war, welcher Geschmack daran fand. Was die Linsen anbetrifft, so waren dieselben von den Schrotkörnern des Rebhuhns schwer zu unterscheiden. Es ist daher anzunehmen, daß selbst bei noch größerem Appetit als der unserige, Esau sein Erstgeburtsrecht diesem Linsengericht nicht geopfert hätte. Der Wein schmeckte, wie wenn sämmtliche Ingredienzien einer Apotheke in Syrup aufgekocht worden wären, so daß ihn selbst der Kellner wieder ausspuckte und den Prinzipal holte. Dieser schluckte ihn wirklich herunter und versicherte ernsthaft, es sei eben Wein von Laghuat, er wolle aber Bordeaux holen. Als er sich zu diesem Ende hin entfernte, mußte ich ihm unwillkürlich nachsehen, ob er nicht eine Eisenkugel nachschleppe.

Die Nacht war kühl, die gewölbten Zimmer natürlich nicht heizbar, Decken nicht erhältlich, von einem Stuhl, Schrank &c.

keine Rede. Als ich Waschbecken und Wasserflasche verlangte, machte der Kellner große Augen, bald aber wurde mit Gepränge ein europäischer Waschtisch gebracht und neben das Bett gestellt. Als ich nun in den Fall kam, davon Gebrauch zu machen, fand sich derselbe leer, so daß der reelle Nutzen dieses Möbels als ein beschränkter sich herausstellte. Sehen Sie, sagte der Oberkellner, den ersten Tag werden Sie Manches zu rügen finden, weil wir nicht in der Uebung sind, Gäste zu bedienen, den zweiten Tag wird es schon besser gehen und den dritten noch besser. — Wir haben aber diese trostreiche Prophezeiung nicht bestätigt gefunden.

Den andern Morgen hatte ich mich beiläufig nach der Wohnung des Khalifen erkundigt und nach fünf Minuten trat er selbst ins Zimmer. Er ist ein hagerer Vierziger, am einen Auge blind, mit spärlichem Bart und markirten, länglichen Zügen. Der französischen Sprache vollkommen mächtig, erkundigte er sich nach meinem Befinden, dem Zweck meiner Reise ꝛc. Nachdem er eine Zigarette geraucht, meine Empfehlungsschreiben gelesen und sich eine Viertelstunde mit mir und meinen Freunden unterhalten hatte, lud er uns alle zu sich zum Kaffee ein. Bevor wir dieser Einladung Ehre anthun, mögen einige Daten über unsern Gastfreund am Platze sein:

Schukali, Ben-Ahmed, Ben-Salem, Khalifa von Laghuat, ist, wie dieß der Name bezeichnet, Sohn des alten Ahmed-Ben-Salem, in dessen Familie sich seit Jahrhunderten die Herrschaft über das Gebiet von Laghuat und die umliegenden Oasen fortgeerbt hat. Obschon er ihn oft launisch und ungerecht behandelte, besaß Abd-el-Kader keinen aufrichtigern, uneigennützigern Freund und Parteigenossen als Ahmed-Ben-Salem. Die bösen Zungen behaupten, Schukali habe seinen Vater, welcher in seiner Ergebenheit gegen den Emir sich selbst, seine

Familie und sein Land in's Verderben zu stürzen drohte, den Franzosen ausgeliefert. Letzterer residirte während seiner kurzen Gefangenschaft mit seinem Harem auf der Höhe von Boghar in einem Zelte von rothem Sammet. Schon nach fünf Tagen aber fühlte er sich unwohl und verschied im Spitale des Forts. Selbstverständlich gibt es in Algerien keinen Araber, der nicht überzeugt ist, die Franzosen haben ihn vergiftet, als ob ein achtzigjähriger Greis, der Krone und Freiheit verloren, nicht eines natürlichen Todes sterben könnte. Schukali erhielt den Orden der Ehrenlegion und die Regentschaft. Nach der Einnahme von Laghuat aber wurde er mediatisirt und mit der Würde eines Agha abgespeist, auch behielt er de facto den Titel eines Khalifa. Ein großer Theil des Landes, der Häuser und Gärten ist sein Privateigenthum. In Medéah und andern Städten besitzt er ganze Reihen von Häusern.

Nach dem Frühstück, d. h. um zwölf Uhr, holte uns Schukali ab und führte uns selbst in seine Wohnung. Der Stammsitz seiner Ahnen ist bei der Eroberung gänzlich zerstört worden und der neue sogenannte Palast des Khalifa, welchen er nicht bewohnt, besteht in Wohnungen und Magazinen, welche vermiethet werden. Von Außen ist sein eigentliches Wohnhaus unscheinbar, im Innern aber den schönsten Algiers an die Seite zu stellen. Nachdem wir den äußern Hof passirt hatten, öffnete uns ein Diener in rother, türkischer Tracht die Thür. Im zweiten Hofe finden sich Springbrunnen, Palmen, ein kleiner Garten, umgeben von einem Kreuzgang von weißem Marmor und glasirten Steinplatten. Das erste Stockwerk enthält den Empfangssalon, leider ganz europäische Imitation, mit großem Kamin von weißem Marmor, vergoldeten Vasen und Nippsachen, prachtvollen Fußteppichen, Möbeln von Mahagoni und Ebenholz, Vorhängen von Brocat &c. Orientalisch war nur der silberbeschlagene

Schemmel, auf welchem der Kaffeeservice sich befand. Nachdem der Diener die Tassen herumgereicht, verschwand er, erschien aber von Zeit zu Zeit wieder, um seinem Herrn Wasser zu bringen. Nach dem Kaffee wurden Confitüren und Gelées gekostet, welche ausgezeichnet schmeckten. Wo warst Du während der Eroberung von Laghuat? fragte ich ihn. — Da ich gegen den Fanatismus nichts ausrichten konnte, so hielt ich es für das Beste, mich auf neutrales Territorium zurückzuziehen und begab mich auf tunisisches Gebiet. — Bist Du mit der französischen Herrschaft zufrieden? — Wie sollt' ich nicht, ich habe zwar die meinige verloren, aber worin bestand sie den fanatischen Scheikhs und Marabuts gegenüber? Diese waren stets die Herren, nicht ich. Jetzt bin ich Agha und herrsche wirklich innerhalb der Grenzen meines Amtes. Es ist Ordnung überall und der Werth meiner Besitzungen hat sich verdoppelt, sogar verdreifacht. Dasselbe gilt für sämmtliche Bewohner der Oasen. Blicke um Dich, das Laghuat, welches Du jetzt siehst, ist nicht mehr dasjenige vor der Eroberung. Ich werde Dich in das arabische Quartier führen, dann wirst Du den Unterschied begreifen. —

Wir besichtigten noch die übrigen Prunkgemächer, eine herrliche Waffensammlung und die Garderobe. Letztere bestand hauptsächlich aus einer bedeutenden Anzahl Mohrentrachten von feinem französischen Tuche in den beliebten Mißfarben, lichtblau, hellgelb, fleischfarb, chamois, mit reichen Gold-, Silber- und Seidenstickereien. Bei dieser Gelegenheit untersuchten wir auch den eignen Anzug Schukali's, welcher sich lediglich durch Feinheit der Stoffe von der gewöhnlichen Arabertracht unterschied. Ohne sich im Mindesten zu geniren, zog er während des Gesprächs den Burnuß aus und zeigte uns das weißseidene Haïk, welches er auf dem Leibe trug. Die kostbare

Mohrentracht wird unter dem Haïk getragen und ist nur zu Pferde oder beim Aufnehmen des Kleides sichtbar. Seidene Socken und lackirte Schuhe vervollständigten, nebst dem Tuche um den Kopf, welches mit kameelhärnen Stricken vielfach umwunden ist, den ganzen Anzug. Als ich den Barbar in seinem Negligé vor mir stehen sah und dessen Hemd befühlte, mußte ich mich unwillkürlich daran erinnern, daß dieß nach europäischen Begriffen eine Durchlaucht, oder gar königliche Hoheit sei. Mit einem Wilhelm von Gottes Gnaden läßt sich derselbe zwar nicht vergleichen, wohl aber mit den mediatisirten Fürsten von Hohenlohe, Sigmaringen-Hechingen u. A. Wie lange hätte ich wohl antichambriren müssen, bis ich von einem dieser Herren zur Audienz vorgelassen worden wäre? Wurde ich doch schon von einem Generaladjutanten von Manteuffel, Excellenz, bei welchem ich mich einst in einer dringenden Geschäftssache zum sechsten Male gemeldet, mit einem: Unendlich leid! Zur Audienzstunde wiederkommen! und einem Katzengesicht — abgespeist. Das Gebiet dieses Fürsten war wohl zwanzig Mal, die Unterthanenzahl doppelt so groß, als diejenige deutscher Mediatisirter, sein Stammbaum und sein Privatvermögen mindestens gleich und doch war hier von Gottesgnadenthum, Durchlauchtigkeit und Fürstenbluttheorien keine Spur zu finden. Die Vertraulichkeit und Herablassung der orientalischen Großen ist bewunderungswerth. Jeder Bettler darf sie anreden und um Schutz und Hülfe anflehen. Wenn er seinen Zweck auch nicht erreicht, so wird er doch niemals mit Verachtung abgeschnürt werden.

Schukali machte es sich zur Pflicht, uns alles Bemerkenswerthe zu zeigen, so namentlich die Gärten. Verschiedene Schriftsteller schätzen die Anzahl der Dattelpalmen auf 60,000, welche Zahl mir aber um die Hälfte zu hoch gegriffen scheint. Man würde sehr irren, wenn man sich das Erdreich der Oasen als

Pflanzenerde vorstellen würde, denn auch dieses besteht aus Sand, der aber lehmartige Bestandtheile enthält. Die Palme wächst im Sande und bedarf zu ihrem Gedeihen nichts als Wasser. Würde man sich daher die Mühe geben, artesische Brunnen in hinlänglicher Zahl zu graben, so wäre die ganze Wüste kultivirbar. Bis jetzt fehlt es Laghuat nicht an Wasser. Ein reicher Bach fließt durch die Stadt und entsendet in Folge einer trefflichen Irrigationseinrichtung seine Ableiter in sämmtliche Gärten. Wäre der Ueberfluß größer, so ließe sich die Oase endlos erweitern. Der Sand besteht in dieser Gegend zum größten Theil aus verwitterten Felsen, denn an vielen Stellen findet man wenige Zoll unter der Oberfläche den gelben oder rothen Felsen gleicher Beschaffenheit, dessen Oberfläche der Einwirkung der Sonnenstrahlen, sowie dem Froste, während Jahrtausenden nicht hat können widerstehen. Der durchschnittliche Ertrag der Dattelpalme varirt zwischen 15 bis 20 Fr. so daß diese Pflanzungen mindestens 450,000 Fr. jährlich abwerfen. In dem Garten des Oberkommandanten befindet sich ein Orangenbaum, der letztes Jahr 184 Orangen lieferte. Der fragliche Baum ist jedoch geschützt, indem er zu seinem Gedeihen, fünf Grad Reaumur nothwendig hat, während es in Laghuat jeden Winter ein oder zwei Mal friert. Die Dattelpalme nämlich erträgt den Frost leicht, dagegen nicht den Schnee, welcher sie spaltet. Aus dem jardin d'essai nahm ich mir einige Baumwollenkapseln mit, welche ein feines, langfaseriges Produkt liefern. Für einen unternehmenden Privatmann oder eine Aktiengesellschaft wäre hier ein lohnendes Geschäft zu machen. Der Araber verlangt nichts lieber, als ohne große Mühe etwas und wenn auch noch so wenig, zu verdienen. Würde man ihm die Möglichkeit zeigen, durch seine Weiber und Kinder in einem Tage mehr zu verdienen, als er in einer Woche zu

seinem Unterhalte bedarf, so wäre die Aufgabe gelöst. Anstatt also die Gurbis per fas et nefas zu vertreiben, müßte man sie im Gegentheil herbeiziehen.

Aus der Thierwelt interessirten mich zahme Löwen, welche durch die Straßen geführt wurden, Gazellen und Strauße, welche in den Gärten gehalten werden. Schukali wollte mir das Vergnügen einer Gazellenjagd bereiten, doch hätte ich drei Tage hiezu opfern müssen. Die Thiere werden zu Pferde forcirt. Man hat eigene Klepper, Gazellenjäger, welche sich manchmal kaum auf den Beinen halten können. Gerade deßhalb ist die Jagd nicht ohne Gefahr, indem die Pferde, deren man mehrere verwendet, nicht selten stürzen. Man nähert sich der Heerde mit einem oder zwei Windhunden, welche sich langsam und unbemerkt darunter zu mischen suchen. Sobald die alten Thiere Unrath wittern, fliegt das ganze Rudel davon. Die Hunde und Reiter in voller Carrière nach. Die jüngern Thiere bleiben bald zurück und werden in zwanzig Minuten forcirt. Sobald das Wild liegt, schneidet ihm der Araber die Kehle durch, indem er von keinem Thier essen darf, welches sich nicht verblutet hat. Aehnlich geht es bei der Straußenjagd, nur dauert die Hetze zwei bis drei Stunden. Die französischen Offiziere spannen in gewisser Entfernung ein Seil, gegen welches der Strauß getrieben wird, stürzt er, so steht er nicht wieder auf. Oft gelingt es ihnen, in wenig Tagen bis fünfzig dieser Thiere zu erlegen, aber auch, sie nach und nach ganz aus der Gegend zu vertreiben. Das Fell eines Männchens gilt 300 Franken. Amüsant ist die Jagd mit dem Falken. Vierzig Tage genügen zur Abrichtung desselben. Nachdem man ihn der Kappe entledigt, steigt er hoch in die Luft, sucht seine Beute und stürzt pfeilschnell auf sie herunter, worauf er ihr sogleich die Augen aushackt. Sobald ihm der Jäger die Kappe wieder aufgesetzt,

zieht er die Krallen ein und läßt sich aufnehmen. Hauptsache ist, rechtzeitig genug anzukommen, bevor er das Wild zerrissen hat. Nach beendigter Jagdzeit läßt man ihn wieder fliegen, denn, da er nur die feinsten Theile des Fleisches frißt, wird sein Unterhalt kostbar.

Von den beiden Forts aus verliert sich der Blick über die Palmenhaine hin in die unabsehbare Wüste. Kein Fels, kein Sandhügel, kein Strauch ist mehr sichtbar, nichts als Sand und stellenweis das Halphagras für die genügsamen Kameele. Ganze Herden dieser Thiere lagern auf den Plätzen der Stadt und werden nach den Oasen der Mosabiten befrachtet. Nicht genug konnten wir deren Lenksamkeit bewundern. Ihre Gangart ist langsam, da sie aber immer dieselbe ist, so kömmt man doch vom Fleck. Dagegen riskirt man von der schaukelnden Bewegung die Seekrankheit zu bekommen. Die Beni-Mzab oder Mosabiten besitzen Kameele, welche traben und täglich sechszig Stunden zurücklegen, doch sind dieselben theuer und schwer zu bekommen. Mit vollem Recht nennt man dieses Thier „das Schiff der Wüste", denn ohne dasselbe ließe sich die Sahara nicht bereisen. Wie wollte man das Gepäck, das Futter für andere Packthiere und vor Allem das Wasser auf so beträchtliche Distanzen transportiren? Bei großen Reisen nehmen die Tuaregs vorzugsweise alte, weibliche Kameele mit. Bei der letzten Cisterne lassen sie dieselben saufen, aber nicht fressen, und schneiden ihnen alsdann die Zunge ab, damit nicht ein Theil des Wassers durch den Speichel verloren gehe. Sobald die Schläuche erschöpft sind, wird ein Kameelweibchen geschlachtet und so fortgefahren bis nur noch ein Drittheil am Leben ist, welcher nach dem Gesetz geschont werden muß. Zunächst dient das im Magen enthaltene Wasser als Labetrunk, dann aber auch das Blut, welches man gerinnen läßt und dann den

serösen Theil desselben genießt. Sind diese Hülfsmittel erschöpft, so bleibt nichts Anderes übrig, als umzukehren.

Auf einem Hügel, in der Nähe des vormaligen Khalifenpalastes, erbaut die französische Regierung den Arabern eine runde Moschee mit gewölbter Kuppel von Backsteinen. Die ganze arabische Stadt, mit alleiniger Ausnahme des Forts, des Spitals und der Arkaden, welche von Stein sind, besteht aus Pisé, gepreßtem Sand und Thon, welcher bei dem seltenen Regen hinlängliche Festigkeit gewährt. Schattenseite dieses Baumaterials sind Legionen von Ratten, welchen jedoch von den Nattern ein so ununterbrochener Kampf geliefert wird, daß eine Pazifikation nur auf Kosten beider Theile möglich und wünschbar erscheint.

An der Stelle des Marabuts Sidi-Aïssa, von welchem aus die Stadt am 3. Dezember 1852 erobert worden ist, befindet sich das Grabmal des Generals Buscaren, welcher beim Sturme fiel. Schon im Jahr 1845 unter französischer Oberhoheit, hatte seit dem Tode des alten Ben-Salem Niemand mehr an Widerstand gedacht, als der Scherif Mohammed-Ben-Abdallah, Beherrscher der Oase Ouargla, auf das Geheiß einiger Pilger, welche von Mekka zurückkehrten, zu den Waffen griff, um das Werk Abd-el-Kaders fortzusetzen. Der Hauch des Fanatismus genügte, um die Stämme der Wüste und Oasen auf die Beine zu bringen. Aber schon nahete Jusuf von Algier und Pelissier von Oran her, so daß der Scherif sich nach Laghuat zurückziehen mußte. Das Geschütz hatte leichtes Spiel gegen die Thürme und Wälle von Pisé. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung wurde die Stadt erstürmt und die fanatischen Araber, welche Haus für Haus vertheidigten, mußten über die Klinge springen. Ben-Abdallah entkam mit wenig

Reitern, obschon Jusuf die Oase umzingelt hielt. Noch ist der Schutt erst theilweise weggeräumt.

In dem Cercle militaire trank ich vortreffliches, in Laghuat selbst gebrautes Bier, während Schukali sich an einem Glas Syrup erlabte. Du trinkst kein Bier und doch verbietet es der Koran nicht? — Hätte der Prophet es gekannt, so würde er es wohl auch verboten haben. — Dein Schwager Boudissa denkt hierüber anders. — Ich weiß es, er war in Frankreich und hat viel Umgang mit Franzosen. Mir würde es nicht anstehen, das Gesetz zu verletzen und warum sollte ich es thun, wo dasselbe Mäßigkeit vorschreibt? — Warst Du nie in Frankreich? — Nein, es soll dort schön sein, aber ich würde mich an Euer Klima nicht gewöhnen können, auch würde mir vielleicht nachher mein Vaterland nicht mehr gefallen. Bleibe bei mir in Laghuat, ich führe Dich nach El-Mahdi und den Oasen, oder wenn Du reisen willst, so gebe ich Dir Empfehlungen bis nach Timbuktu. — Wie weit ist es dahin? — Du erreichst es mit der Karavane in acht Monaten und alle drei Tage triffst Du Wasser. — Ich beschloß mir die freundliche Einladung vorerst noch zu überlegen.

Gegen Abend ritt eine Schwadron Spahis auf den Platz und machte nach einigen Manövern an der Steinbalustrade Halt. Der mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückte Lieutenant war ein Araber von ächt orientalischen Gesichtszügen, blitzenden Augen, aber beinahe ganz schwarzer Farbe. Hatte man ihm gesagt, wir wünschen schöne Pferde zu sehen, oder hatte die Parade einen andern Zweck? kurz wir hatten Gelegenheit, eine der bestberittenen Schwadronen einheimischer Reiterei in der Nähe zu bewundern.

Da unsere Wagenpferde steif waren und täglich ein paar Stunden in's Wasser gestellt werden mußten, so hatten wir

uns darauf gefaßt gemacht, das Oasenleben con amore zu genießen. Mir lächelte besonders eine Straußenjagd und der Besuch von El-Mahdi, allwo Schukali Besitzungen hat. Allein der Tourist denkt, aber der Kutscher lenkt. Der unsrige erklärte auf einmal, er habe jetzt frische Pferde eingetauscht und wolle abreisen. Für mich und meine Reisegefährten handelte ich drei Leopardenfelle, zwei lebendige Eidechsen (lézard des palmiers) von zwei Fuß Länge und sechs Zoll Breite, außerdem eine ausgestopfte, vier Schuh lange Rieseneidechse, fouetteur, weil sie mit dem Schweif um sich peitscht, ein, welche Kuriositäten glücklich und unverletzt in Algier anlangten. Generalstab und Bevölkerung von Laghuat hatte sich vor dem Hôtel eingefunden, wo der Wagen gepackt wurde. Der Abschied schien dem Wirthe leid zu thun, welcher mit 25 Franken per Tag und par personne nicht zu kurz gekommen war. Die jungen Araber des Gasthofs hatten von der Zivilisation die Bedeutung des Wortes Trinkgeld gründlich begriffen. Uninteressirter und ich möchte sagen rührend war der Abschied von der Bevölkerung. Erst ritt ich noch vor den Cercle militaire, dann das letzte Glas, den letzten Händedruck unsern Gastfreunden vom Militair und in voller Carrière ging es über den Platz, durch die Alleen und Gärten, wieder hinaus in die Wüste.

XIV. Der afrikanische Schnee.

Schakaljagd. Ein seltsamer Wirth. Die Wüste bei Nacht. Das verzauberte Schloß. Instinkt der Thiere. Die Folgen des Regens. Der Ritter ohne Furcht und Tadel. Ein nicht seltener Wirth. Contravention gegen das Thierquälereigesetz. Das Kaffeehaus von Ben-Chicao. Die erschrockenen Diebe. Der Araber im Feuer. Der Weinachtsabend. Die natürlichen Versenkungen. Der Pfadfinder in Verlegenheit. Ankunft in Medéah.

Wir hatten Laghuat um halb vier Uhr verlassen, in der Absicht, denselben Abend noch das zwölf Stunden entfernte Sidi-Makluf zu erreichen. Die ersten acht Stunden wurden von den frischen Pferden mit Leichtigkeit zurückgelegt, allein der Rest hielt schwerer. Wenn man des Morgens abreist, gelten zwölf Stunden für eine mäßige Tour; ob man sich eilt oder nicht, man ist immer sicher an's Ziel zu gelangen, des Abends dagegen ist dieß eine andere Sache und die zwölf Stunden wollen gemacht sein. Metlili lag hinter uns und die Nacht war eingebrochen, auf einmal bewegte sich in einer Distanz von hundert Schritten etwas im Sande. Ein Schakal! rief der Kutscher und hielt die Pferde an. Das Thier trabte ruhig dreißig Schritte an uns vorbei, bevor es sich aber entfernte, krachten zwei Schüsse, es machte ein paar Sätze, fiel zu Boden, sprang aber mehrmals wieder in die Höhe, bis der Bleiknopf meines Stockes ihm den Garaus macht. Es war ein stattliches Exemplar von der Größe eines Wolfes. Wir nahmen es natürlich mit und ließen es später, mit sorgfältiger Erhaltung des Kopfes, von einem sachkundigen Araber ausweiden. Der Oberkommandant Suzoni war glücklicher gewesen, er hatte in derselben Gegend eine Hyäne erlegt. Inzwischen war es dunkel

und kalt geworden, der Weg ging beständig bergauf und bergab, in Abgründe hinunter, durch tiefen Sand, so daß wir unter manchem Seufzer erst gegen elf Uhr in Sidi=Makluf anlangten, wo man schon zu Bette war. Beim Herauspochen leistete uns das Heer der Hunde erhebliche Dienste. Endlich wurde geöffnet und die herzliche und zugleich vortreffliche Aufnahme von Seiten des Wirthes, Herrn Boissy, eines Protestanten aus dem Kanton Neuenburg, ließ uns die erlittenen Strapatzen bald vergessen. In Megta=el=Oust schien man uns erwartet zu haben, denn außer einem requirirten Vorspannpferd trafen wir dort frische Fische, Enten und Kastanien, Wild und vortreffliche Weine, kurz ein Frühstück, welches die moralische Verpflichtung anerkannte, uns für die Mühen der Reise zu entschädigen. Ebenso glücklich wurden auch die Stationen von Aïn=el=Ibel, Oued=Seddeur, Djelfa zurückgelegt. An letzterem Orte traf ich in Herrn Minvieille einen seltenen Wirth. Katholisch, aber mit einer Protestantin von Gumbinnen, aus dem Kanton Bern, verheirathet, läßt er trotz mannigfacher Schwierigkeiten seine Kinder protestantisch erziehen.. Ein Detailhandel mit den Arabern, welcher von den Wirthen nebenbei betrieben wird, hat ihn in wenig Jahren wohlhabend gemacht. Er gedenkt noch einige Jahre fortzufahren und alsdann nach Frankreich zurückzukehren. Schon im Hinweg hatte er mir vortreffliche Aufschlüsse und Räthe gegeben und für die Verpflegung von Roß und Mann nichts annehmen wollen. Nur mit Mühe gelang es mir, von ihm eine Rechnung zu erhalten, welcher man wohl ansah, daß sie nur gemacht sei, um mich zufrieden zu stellen.

Nach zwei Uhr waren meine Reisegefährten mit frischen Pferden von Djelfa fortgefahren, um im Rocher de Sel Nachtquartier zu halten. Obschon es abwärts geht und mein Pferd schon dreißig Kilometer gemacht hatte, gelang es mir sie öfter einzuholen, auf

einmal aber waren sie verschwunden. Seltsamer Weise führte der Weg mich beständig durch Abgründe und Bergwasser, und ich konnte stundenlang Gallopp und Trab reiten, ohne eine Spur des Wagens aufzufinden. Die Nacht war dunkel und kalt. Offenbar hatte ich den Weg verloren, welche Ueberzeugung mich veranlaßte, die Kräfte meines Thieres zu schonen. Nach Wind und Sternen ausschauend, suchte ich wenigstens die Himmelsrichtung zu behalten. So gelangte ich endlich an einen Fluß, von welchem ich wußte, daß er beim Rocher de Sel vorbeifließt. Ich ließ das Pferd trinken und setzte hinüber, allein da war keine Spur von Weg und Steg. Ich ritt rechts, dann links, dem Ufer entlang, überall nur dunkle Weidenbüsche und das Rauschen des Wassers. Leider befand sich mein Gewehr auf dem Wagen, so daß ich kein Zeichen geben konnte. Ich rief laut um Hülfe, in der Hoffnung, von einem Duar aus gehört zu werden. Das Gebell von Araberhunden wäre mir jetzt Musik gewesen, aber nur das Geheul wilder Thiere gab mir Antwort. In meiner Verlegenheit beschloß ich mich dem Instinkt des Pferdes zu überlassen und warf ihm den Zaum auf den Hals. Siehe da, der kluge Gaul streckt den Kopf wie eine Schlange aus, nüstert hin und her, kehrt um und nachdem er einige Zeit dem Ufer gefolgt, setzt er auf die andere Seite hinüber, folgt dem Fluß eine Weile, überschreitet ihn wieder und — ich bin auf der Straße, welche durch tiefe Geleise bezeichnet wird. Rasch ereile ich nun das Karavanserail, wie ich wenigstens glaube, allein ich fand es verschlossen. Ich klopfe, rufe, Alles umsonst. Bin ich denn vor einem verzauberten Schlosse? — Da fällt mir ein, daß ich kein Hundegebell höre und sich in den Ställen nichts regt. Von Neuem werfe ich den Zaum auf den Hals des Rosses, welches ausgreift und mich in zehn Minuten in's wirkliche

Karavanserail befördert, woselbst meine Freunde eben Anstalten getroffen hatten, Fackelträger nach mir auszuschicken. Das erste Gebäude war ein Absteigequartier für arabische Große gewesen.

Ohne weitern Unfall hatten wir bei schönstem Wetter den Banc de Sable, Guelt-el-Stel, Aïn-Oussèra und Bug-Zul passirt und bei Bogharie die algerische Sahara verlassen, als der Himmel sich umwölkte. Eine Stunde Regen genügte, den Lehmboden so zu durchweichen, daß die Thiere bei jedem Schritt bis über die Knöchel einsanken und ausglitschten. Ein halbes Bataillon Soldaten war seit drei Wochen unausgesetzt thätig gewesen, die Straße zwei Schuh hoch mit grobem Kies zu überschütten, über welchen die vier Wagenpferde sich mühsam fortarbeiteten, während ich meinen Weg über Felder und Gräben suchte. Plötzlich umflogen mich Schneeflocken, erst leichte, dann dichtere, welche bald eine dünne Schichte bildeten. In dunkler Voraussicht der Dinge, die da kommen werden, eilte ich über Kopf und Hals dem Cinquantième zu, woselbst ich schon um drei Uhr anlangte. Ein Bekannter aus Bogharie, welcher mit zwei Pferden von Medéah angelangt war, verkürzte mir die Zeit mit Aufdeckung der Schäden des französischen Militärgouvernements. Ich war eben im Begriff, die freimüthige Unabhängigkeit dieses Herrn, welcher drei Beamtenstellen bekleidete, zu bewundern, als ich mit der Hand in die Krippe fuhr und, anstatt Gerste, Unrath nnd gehacktes Stroh herauszog. Ja, sagte Herr B., diese Wirthe sind alle Spitzbuben und dieser ganz besonders. Es hat mir leid genug gethan für meine Thiere, hier anhalten zu müssen. Als aber in selbem Moment die stattliche Figur des Wirthes sich unter der Thür zeigte, fuhr er ruhig fort, übrigens ist, wie ich Ihnen schon bemerkt, Herr Criquet ein ehrenhafter, kreuzbraver Mann. — Ich verlangte von Herrn Criquet eine Decke für mein im

unbedeckten Hanghar im Schnee stehendes Pferd und eine zweite Ration Gerste, indem es die erste so merkwürdig schnell vertilgt habe. Nach langem Suchen brachte man endlich die Decke nebst der Gerste. Herr Criquet siebte regelrecht, strich ab, und indem er den Inhalt großartig in die durchlöcherte Krippe warf, renommirte er gewaltig über die Trefflichkeit seines Hôtels und Futters. In Letzteres hatte ich die Hand getaucht und hielt sie ihm unter die Nase: es war nichts als Spreu, mit etwas Korn vermischt. — Erst um sieben Uhr langten meine Freunde über und über mit Schnee bedeckt und halb erfroren an. Der Araber mit den Vorspannpferden hatte hinsichtlich der Gerste bald dieselbe Entdeckung gemacht wie ich; als er aber sich zu beschweren erdreistete, packte ihn Herr Criquet am Kragen, warf ihn zum Haus hinaus und zwang ihn, trotz unserer Fürsprache, die Nacht im Schnee zu kampiren, indem er sein Etablissement diskreditire. Den nächsten Morgen war mein Pferd überschneit und die Decke verschwunden. Es hieß, der Araber habe sie gestohlen, in der That und Wahrheit aber hatte sie der Madame Criquet als Bettdecke gedient.

Der Weg vom Cinquantième nach Medéah steigt zunächst drei Kilometer im Zickzack bergan. Zur Rechten erheben sich hohe Felswände, während zur Linken eine mit Buschwerk bewachsene Schlucht abfällt. Der Wagen war um acht Uhr weggefahren. Als ich um neun Uhr zu Pferd stieg, war Alles Glatteis, so daß der nicht gespitzte Gaul bei jedem Schritte ausglitschte, stürzte, sich aber immer wieder aufraffte. Die Sache kam mir bedenklich vor, und es blieb mir nichts übrig, als auf gut Glück in voller Carrière den Berg hinan zu sprengen. Bald hatte ich meine Gefährten, welche stecken geblieben, erreicht. Es schien unmöglich, weiter zu kommen, obschon Alle ausgestiegen waren und am Wagen schoben. Da ich bald bemerkte,

daß der Araber auf dem Vorderpferd seine Thiere schonte, obgleich er sich den Anschein gab, sie anzutreiben, so bemächtigte ich mich des Oberbefehls auf die Gefahr hin, gegen die Vorschriften des Thierquälervereins zu verstoßen. Noth kennt kein Gebot! Ich postirte den Kutscher und die Freunde an die Pferde, ritt selbst neben dem Araber, dessen Rücken ich von Zeit zu Zeit mit dem Stock bearbeitete, worauf ihm augenblicklich das Verständniß der Situation zu kommen schien. Auf gegebenes Zeichen zogen die vier Gäule gleichzeitig an, und der leere Wagen flog im Galopp, unter Hurrahrufen, den Berg hinauf. Während meine Gefährten beim Quarantième Frühstück hielten, fütterte ich meine Ration Gerste und ritt in kurzem Trab nach Berougia, woselbst ich mein Thier verschnaufen ließ. Der Wirth und die Herren Offiziere warnten mich vor der Weiterreise, indem sich auf der Höhe von Ben-Chicao Schneemassen fänden, von welchen ich mir keinen Begriff mache. Diese Mittheilung beförderte aber gerade meine Eile. Auf dem Gipfel des Berges liegt ein arabisches Kaffeehaus, welches jetzt verschlossen war. Der Schnee ging mir bis an die Hüfte, und von einer Passage irgend welcher Art war keine Rede mehr.

Rathlos hielt ich an, da bemerkte ich gegen die Schlucht hinunter, wo der Schnee etwas weggeweht war, Fußstapfen. Ein oder zwei Reiter mußten hier passirt sein. Ein einziger Mißtritt freilich schien die sicherste Beförderung in den Abgrund zu verheißen. Zum Glück war der Schnee weich, manchmal stürzte ich aber bis über den Kopf in Schneelöcher, aus welchen sich das Pferd tapfer, wiewohl mühsam, hinausarbeitete. Um eine Strecke von zehn Minuten zurückzulegen, bedurfte ich zwei Stunden.

Endlich gelangte ich wieder auf die Straße und bald in's Karavanserail, woselbst Roß und Mann treffliche Verpflegung

fanden. Mit einer kleinen Karavane, welche eben abging hätte ich noch denselben Tag nach Medéah hinunter kommen können, allein ich hatte versprochen, meine Freunde hier zu erwarten. Abends um sieben Uhr langte zuerst der Kutscher auf dem Sattelpferd an, man mußte ihn sogleich zu Bett bringen und mit Thee und Rhum erwärmen. Eine volle Stunde später kamen auch die Passagiere alle zu Pferd mit zwei Mann Bedeckung von Berouguia aus, an. Der Wagen war bei'm arabischen Kaffeehaus definitiv stecken geblieben, woselbst er sich vielleicht noch befindet. In der Nacht wurde er von den Arabern theilweise geplündert, als sie aber auf die Reiseapotheke stießen, bei welcher sich die Eidechsen von Laghuat und die gehörnten Vipern befanden, ließen sie entsetzt Alles im Stich. Die erstarrten Thiere wurden den nächsten Tag aufgefangen und erholten sich wieder. Der Schnee fiel nnn so unaufhörlich, daß wir im wirklichen Sinne des Wortes eingeschneit wurden. Jeder Verkehr war unterbrochen und keine Aussicht sobald weiter zu kommen. Gegen Abend des folgenden Tages brachte man einen alten, halb erstarrten Araber hinein, welchen man neben das Kamin legte und ihm Rhum einflößte. Er kam wirklich zu sich und wärmte sich schlotternd am Feuer. Auf einmal stürzte er, mit dem Kopf voran, in dasselbe hinein. Sogleich riß man ihn heraus, entkleidete, rieb und hüllte ihn in warme Decken und diese in einen Teppich. Als man dann am andern Morgen nach ihm sah, war er wieder lebendig.

Am zweiten Tag langte bei furchtbarem Schneegestöber ein Offizier mit zwölf Spahis an, welcher nach Medéah hinunter wollte, allein kaum hatte er das Karavanserail verlassen, als er auch wieder umkehrte. Es war gerade Weihnachtsabend und wir beschlossen, ihn nach europäischer Weise zu feiern.

Eine Gans, so hoch wie der Tisch, wurde am Spieß gebraten und mit Kastanien gefüllt. Afrikanische Gänsebrüste, Gänseleberpastete und Wildschwein waren die schweren Aufgaben, welche ein feuriger Medéah-Wein unserm Magen lösen half. Tannenbaum und Geschenke mußten wir entbehren und mit der Beleuchtung vorlieb nehmen. Der Kapitän Calandini, ein Korse, der nach Paris reiste, pour faire le grand saut, d. h. um vom Kapitän zum Kommandanten zu avanciren, war ein Freund der Karten, und diese Freundschaft schien gegenseitig zu sein. Während die Schneedecke immer höher und höher anwuchs, wurde am warmen Kamin auf Leben und Sterben Whist gespielt, geraucht und getrunken.

Am dritten Tage endlich, nach einem copiösen Frühstück, beschloß der Kapitän die Passage zu forciren und erlaubte mir, mich ihm anzuschließen. Wie man das Thor öffnete, lag vor demselben eine fünf Fuß hohe Schneemauer. Der Maréchal des logis hatte im Galopp seinen Anlauf genommen, war aber alsogleich völlig verschwunden und nach einer Weile erst kehrten Roß und Mann, jedes für sich, wieder in's Karavanserail zurück. Der kühne Soldat ließ sich aber nicht irre machen, und der zweite Anlauf gelang ihm besser. Acht Spahis erweiterten nun die Spur, dann kam der Kapitän, welchem ich folgte. Noch hatten wir aber nicht dreihundert Schritte zurückgelegt, als die beiden Spahis an der Spitze des Zuges plötzlich versanken. Ich glaubte sie sobald nicht wieder zu sehen, als etwa zwanzig Schritte weiter ihre rothen Kaputzen aus dem Schnee auftauchten. Mein Herr, sagte Kapitän Calandini, ich rathe Ihnen zurückzukehren, dieweil es noch möglich ist, denn hier riskiren Sie Ihr Leben. — Und Sie? — Bei mir ist es etwas Anderes, ch bin pressirt und im Dienst. — Pressirt bin ich ebenfalls

und auch im Dienst, wenn auch nur in civilem. — Wie Sie wollen, auf Ihre Gefahr. — Es ging weiter. Wir mußten dieselbe Stelle passiren, woselbst die beiden ersten Spahis, sowie ihre sämmtlichen Nachfolger, zeitweise verschwunden waren. Als es an mich kam, stürzte ich in ein zwölf Fuß tiefes Loch hinunter, woselbst ich indeß weich auffiel. Das Schneegestöber wurde allmälig so dicht, daß man seinen Vormann nicht mehr sehen konnte. Der Kapitän hielt an: Meine Herren, es ist geradezu unmöglich, wir kehren Alle wieder um. — Gesagt, gethan, obschon es bei der Rückkehr an Spöttern nicht fehlte.

Man gab sich das Wort, den nächsten Morgen müsse es sein und wenn es Katzen regnen sollte. Glücklicherweise war Letztere nicht der Fall und die Sonne machte sogar einige schwache Versuches durch die Wolken zu dringen. Nochmals nahm ich also herzlichen Abschied von meinen Gefährten und der Familie des Wirths und versprach von Medéah aus Maulthiere zum Transport der Personen und des Gepäcks zu schicken. Die ausgeruhten, wohl verpflegten Pferde waren munter. Ich ritt zwischen dem Kapitän und dem Maréchal des logis, welchem Ersterer mich auf's Gewissen gebunden hatte. Es hieß unter den Reitern seien einige, welche den Weg so genau kennen, daß sie so zu sagen unter den Schnee sehen. Dessen ungeachtet hatten die Pfadfinder genug zu schaffen, denn bald ritten sie rechts, bald links, bald stiegen sie ab, um sich zu orientiren. Während solchen Halts wickelte sich der Hauptmann Calandini, der viel vom Temperament eines Deutschen hatte, ruhig eine Cigarette und ließ sich vom Maréchal des logis, ebenfalls einem Korsen, Feuer geben. Die Reise ging vortrefflich von Statten. Als wir endlich Damiette erreichten und die Pferde die Landstraße, auf welcher zwar immer noch ein Fuß hoher Schnee lag, unter sich spürten, fingen sie an, ihre Sprünge zu machen, und

wir hatten Mühe, sie im Schritt zu halten. Langsam und majestätisch, wie es dem Gefolge eines kaiserlich französischen Kavalleriekapitäns geziemt, ritten wir in Medéah ein. Ich nahm von der Eskorte Abschied und verfügte mich zu Berichterstattung auf das arabische Büreau, dann aber in den Gasthof, um mich von den Strapatzen der Reise gründlich zu erholen.

XV. Französische Administration.

Popularität der Verwaltung. Die Befreiung vom Türkenjoch. La propriété est le vol. Ein seltsames Plaidoyer. Ertrag der Kolonie. Konzessionen. Potemkin'sche Dekorationen. Die Straßen der Zukunft. Verwerthung der Produkte. Der Bürgerkönig. Konsequenz. Der Freihafen. Wirkung der Lockvögel. Das Steuerprivilegium des Einwanderers. Billige Beamte. Die hungrigen Großen. Gleichstellung vor dem Gesetz. Rechnungskunst. Transportersparnisse. Wohlfeile Feste. Freiwillige Beiträge. Die arabischen Bureaux. Die Waage der Minerva. Gerechtfertigtes Vertrauen. Kontrolle. Der kluge Kaïd. Die Exemtionen. Der Esel am Barren. Personen und Institutionen. Die Verwaltung des Prinzen Napoleon. David und Goliath. Der Brief des Kaisers. Das Royaume arabe. Empfindlichkeit des Beamtenstandes. Der Fortschritt. —

Wie beim Berühren einer offenen Wunde, erzittern alle Nerven des Kolonisten beim bloßen Worte „Administration" und ich muß mich vor der Ehre verwahren, über diesen Punkt viel Neues entdeckt zu haben. Das Meiste was ich hierüber berichten kann, ist schon seit Dezennien mündlich und schriftlich und zwar von Civil und Militär gesagt und besprochen worden. Was ich lediglich thun kann, ist auf's Neue zu bestätigen, daß selbst das Unglaublichste leider reine Wahrheit ist.

Bald sind es dreiunddreißig Jahre, daß General Bourmont mit 34,000 Mann Franzosen bei Sidi-Feruch gelandet, das bis anhin uneinnehmbare Algier erobert und die Herrscher des Landes, die Türken, vertrieben hat. Die unmittelbare Folge war das gänzliche Aufhören der Seeräuberei, indem die Bey's von Tunis und Tripolis sich beeilten, allen gestellten Bedingungen gerecht zu werden. Das Volk der Mohren und Araber betrachtete die Franzosen nicht als Feinde, sondern als Befreier, und erfreute sich der neuen Aera. — Wie haben nun Diese

ihre glänzenden und ungewöhnlichen Erfolge zu benutzen verstanden? —

Gestützt auf den Koran und einige servile Ausleger desselben, erklärten sie zunächst das ganze Land als „Privateigenthum“ Frankreichs. Mit einem Federzug wurde jegliches Eigenthum an Grundbesitz aufgehoben und in bloßes Precarium verwandelt. Es ist allerdings richtig, daß die Türken diesen Grundsatz bei eroberten Ländern anerkennen, doch vorzugsweise in der Theorie; in der Regentschaft Algier wenigstens ist er immer todter Buchstabe geblieben. Wo derselbe zur Anwendung kam, hatte er lediglich den Anschein von Willkür gegen Einzelne, welche dem Orientalen imponirt, keineswegs aber den Charakter einer allgemeinen Maßregel. Die Franzosen dagegen — nachdem sie, wie kürzlich in China, die Casbah und die Paläste der Bey's und Pascha's ausgeraubt hatten, — begannen das türkische System praktisch durchzuführen und mit den Häusern, Gärten und Besitzungen, erst der Türken, dann aber auch der Mohren und Araber, nach Gutdünken zu schalten und zu walten. Nicht der religiöse Fanatismus also hat die Empörungen veranlaßt und angefacht, sondern das offen proklamerte und exequirte Raubsystem, bei welchem sich Jeder ohne Ausnahme in Besitz und Existenz bedroht sah. Bei diesem selbstverschuldeten, gerechtfertigten Haß gegen die Eindringlinge mußte dann allerdings die Stimme der Marabuts, welche sie als Feinde Allah's bezeichnete, Anklang finden.

Noch kürzlich, im Monat November 1862 war ich Augen- und Ohrenzeuge eines Prozesses, welcher hinsichtlich der entwickelten Rechtsgrundsätze in andern Staaten seines Gleichen suchten dürfte.

Ali-Ben-Tajeb klagte, daß ihm sein Nachbar Mohammed-Ben-Soliman ohne Rechtsgrund sieben Hektaren

Land weggenommen habe. Zur Begründung der Klage wies er seine Erwerbstitel und ein zu seinen Gunsten lautendes Urtheil des Kadi vor. Der Beklagte ließ durch einen der ersten Advokaten Algiers auseinandersetzen: Es sei ganz richtig, daß Client Mohammed-Ben-Soliman, gegenwärtig die Güter des Ali-Ben-Tajeb besitze, allein dieser Besitz gründe sich auf den solidesten Rechtsgrund, welchen es in der Kolonie geben könne, nämlich eine Anweisung der Administration. Mohammed-Ben-Soliman sei nämlich selbst, behufs Erbauung eines Futtermagazins, expropriirt worden, und auf seine Reklamationen und Bitten hin habe man ihm den Grundbesitz des Ali-Ben-Tajeb als Entschädigung angewiesen. Nach dem Staatsgrundgesetz von 1830, welches 1852 bestätigt worden sei, stehe es der Administration frei, zu expropriiren, wen sie wolle. Wie sie nun zunächst den Mohammed-Ben-Soliman expropriirt habe, hätte sie auch den Ali-Ben-Tajeb expropriiren können, folglich müsse ihr auch gestattet sein, das Besitzthum des Letztern dem Erstern anzuweisen, was ja auf dasselbe herauskomme. Wenn er dem Kläger einen Rath geben müßte, so wäre es der, auch seinerseits bei der Administration zu reklamiren, worauf dieselbe sich veranlaßt finden könnte, seinen Beschwerden in der Weise gerecht zu werden, wie dieß bei seinem Clienten geschehen sei, nämlich, ihm als Entschädigung das Besitzthum eines andern, benachbarten Arabers anzuweisen. Bekanntlich habe schon unter der türkischen Herrschaft der Grundsatz gegolten, daß alles, manu militari erworbene Land Eigenthum des Staates werde. Die Franzosen seien durch den Akt der Eroberung Rechtsnachfolger der Türken und Eigenthümer des Landes geworden. Wenn sie von ihrem Rechte keinen allgemeinen und sofortigen Gebrauch gemacht, so könne daraus weder Verzicht noch Verjährung hergeleitet werden, sondern der zugestandene Nießbrauch sei als

bloßes Precarium zu betrachten. Alle und jede Streitigkeiten der Precaristen gegenüber dem Staat und unter sich seien aber den Gerichten entzogen und der Administration zugewiesen, weßhalb er sowohl gegen das Urtheil des Kadi, als gegen die heutige Verhandlung protestiren müsse.

Der Präsident resümirte den Fall mit Unbefangenheit, indem er die Gesetze und Verordnungen, auf welche der Beklagte sich stützte, zwar als rechtsbeständig anerkannte, dieselben jedoch mit feinem Hohne, als ad absurdum führend, geißelte. Die Entscheidung selbst wurde verschoben.

Es ist überflüssig, über dieses System zu discutiren, dagegen mag es am Platze sein, zu konstatiren, daß dasselbe in den letzten zweiunddreißig Jahren Frankreich 2000 Millionen Franken und eine halbe Million Soldaten gekostet hat. Wenn also auch der Rechtsgrundsatz richtig sein sollte, so wird man zugeben, daß derselbe den Staat etwas theuer zu stehen kömmt. —

Worin besteht nun aber der geträumte Gewinn? Trotz Allem hat es die Regierung nicht gewagt ihren Grundsatz im Großen zu exequiren, und auch im Kleinen hat sie stets gezaudert. Es ergab sich hieraus ein Zustand, nach welchem die Araber zwar in faktischem Besitz ihres ungeheuren Gebietes verbleiben, allein dasselbe nicht verkaufen dürfen, weil sie, selbst ohne Eigenthum an Grund und Boden, auch kein solches an Dritte übertragen können. Von Ausdehnung der Kolonisation, von der vielbesprochenen Verschmelzung der Interessen der Eingewanderten und Eingebornen konnte schon deßhalb keine Rede sein. Im Gegentheil wußte die Administration jede Vereinigung der Interessen zu hintertreiben, und beide nach dem divide et impera! auseinander zu halten. Es ergibt sich hieraus folgender Zustand:

Unbehindert in der Benutzung des Bodens, aber ohne Berechtigung auf denselben, wurden die Eingebornen in ihrem ererbten Vergeudungs- und Vernachlässigungssystem bestärkt. So wenig aber Eigenthum an arabischem Boden möglich und zulässig ist, so wenig ist solches für den Einwanderer erreichbar. Um überhaupt Land zu erwerben, muß sich derselbe an den einzigen, rechtmäßigen Eigenthümer, den Staat, wenden. Dieser kann das Land entweder verkaufen, oder verschenken, oder unter gewissen Bedingungen konzediren. Alle drei Systeme sind nach einander befolgt worden. Erst wurde das Land verkauft, oder besser verschleudert. Aus Mangel an Käufern wurde es sodann an hohe Militärs, Beamte und einflußreiche Staatsmänner in Frankreich verschenkt. Alle diese Leute aber suchten lediglich durch alsbaldigen Wiederverkauf an Spekulanten und Juden etwas und wenn auch noch so wenig, zu lukriren. Von Kolonisation konnte da keine Rede sein. Gegenwärtig ist man bei'm letzten System angelangt, und da man rasche Kolonisation wenigstens anstrebt, so hat man folgende Bedingungen aufgestellt. Jeder Einwanderer, welcher sich über den Besitz von 1500 Franken ausweist, bekömmt eine Landparzelle unentgeltlich zugetheilt, welche er innerhalb drei Jahren vollständig anbauen, mit Bäumen bepflanzen (und zwar im Verhältniß von dreißig Stück per Hektare) und auf die er ein solides Haus bauen muß. Er hat sodann noch eine jährliche Rekognitionsgebühr zu entrichten, welche jedoch unbedeutend und ablösbar ist. Gelingt es ihm alle diese Bedingungen zu erfüllen, so erhält er einen Eigenthumstitel für das Land, und einige Kolonisten befinden sich in der That in dieser glücklichen Lage. Es sind dieß die weißen Raben der Kolonie. — Wer aber das Land kennt, sieht ein, daß diese Bedingungen vielleicht in wohlmeinender Absicht im Kabinete ausstudiert worden,

praktisch aber unausführbar sind. Das zugetheilte Land muß vor Allem urbar gemacht werden, da es durchgehends mit Zwergpalmen (palmier nain), einem beinahe unvertilgbaren Unkraut, überwachsen ist. Man berechnet die Urbarmachung des Bodens auf 500 Franken per Hektare, so daß also die Erfüllung dieser Bedingung allein auf eine Konzession von vierzig Hektaren 20,000 Franken verschlingt. Die Bepflanzung mit Bäumen setzt ein ordentliches Düngungs- und Bewässerungssystem voraus, dessen Erstellung mindestens ebenso hoch zu veranschlagen ist. Die Behausung selbst aber kömmt auf das Doppelte und Dreifache zu stehen, was sie in Europa kosten würde. Während der amerikanische Pflanzer, noch als reicher Mann, im Blockhause wohnt, ist der afrikanische Kolonist gezwungen, sich durch Erbauung eines Wohnhauses gleich von Anfang an zu ruiniren.. Die meisten Häuser sind daher kaum zur Hälfte ausgebaut, indem der Eigenthümer, welcher noch nicht Eigenthümer des Bodens geworden, keine Hypothek gewähren und daher selbst zu fünfzig und hundert Prozent die erforderlichen Geldmittel nicht auftreiben kann. Die natürliche Folge ist, daß von den gestellten Bedingungen gewöhnlich gar keine vollständig erfüllt werden konnte, und die Regierung daher das Recht hat, den saumseligen Kolonisten zu expropriiren. Von diesem Rechte macht sie zwar selten Gebrauch, denn was sollte sie mit dem Land anfangen? Ebensowenig gibt sie sich aber die Mühe, die Erfüllung zu erleichtern. Ihr Zweck scheint gerade dieser Zustand der Unsicherheit zu sein, welcher das Schwert des Damokles über dem Haupte jedes Einwanderers und Eingebornen hängen läßt und denselben ihrer Willkür preisgibt. Hiezu kommen Bauvorschriften, welche zwar geeignet sind, dem Fremden ein Bild Potemkin'scher Prosperität vorzugaukeln, aber im Widerspruche mit rationeller Landwirthschaft

stehen. Anstatt den Kolonisten im Mittelpunkte seiner Ländereien sich ansiedeln zu lassen, müssen die Häuser in Reihen und Straßen aneinander gebaut werden, ohne daß auf die Entfernung der Grundstücke, Verbindungsstraßen, Brunnen und solche untergeordnete Punkte, Rücksicht genommen wird.

Außer der großen Landstraße von Algier nach Blidah, Douéra, Koléah, Medéah und Milianah, kann von Straßen, in europäischem Sinne, nicht gesprochen werden. Im Sommer macht sich die Sache von selbst, und der thätigste Ingenieur der Kolonie, die Sonne, sorgt für genügende Kommunikationen, im Winter jedoch bilden die Straßen einen Morast, aus welchem zwanzig und mehr Maulthiere ein versunkenes Fuhrwerk nicht herausbringen. Das Passiren der Flüsse ist oft für den Reiter mit Lebensgefahr verknüpft, für Frachtwagen geradezu unmöglich. Wie kann es unter bewandten Umständen um den Transport von Produkten stehen? Während der Zentner Korn in Algier zwanzig Franken kostet, beträgt die Maulthierfracht für die verhältnißmäßig kurze Strecke von Sétif nach Philippeville allein siebenundzwanzig Franken per Zentner. —

Gesetzt aber auch, der Kolonist prosperire, d. h. er habe reiche Erndten von Korn, Tabak, Wein, edler Wolle, fette Ochsen, herrliches Geflügel ꝛc., er wohne in der Nähe von Straßen und besitze Kameele, Maulthiere und Pferde zum Transport seiner Produkte, so frägt es sich erst, wo er dieselben absetzen wolle und könne? Das Fleisch und Leder von anderthalb Millionen Schafen, 150,000 Ochsen, welche jährlich geschlachtet werden, kann von einer kaum drei Millionen betragenden Bevölkerung, welche sich durch ihre Mäßigkeit auszeichnet und deren Hälfte baarfuß geht, nicht konsumirt werden. Die Wolle von zehn Millionen Schafen wird zum kleinsten Theil für den Araber verwendet, welcher zwar in Wolle gekleidet ist, dessen Burnuß aber

die Mode nie wechselt und drei Generationen aushält. Hier zeigt sich nun die Inkonsequenz und Inkapazität der französischen Regierung in grellem Lichte und zwar leuchtet diejenige von Louis Philipp, des sogenannten Bürgerkönigs, durch ihr Aussaugungssystem und ihre Willkür ganz besonders hervor. Um den französischen Produzenten keine Konkurrenz zu machen, wurde die Einfuhr nach Frankreich von Korn und Vieh verboten. Als sich nun der Gesammtexport fremden Staaten zuwandte, so wurde die Ausfuhr in Letztere, mit alleiniger Ausnahme des Korns, ebenfalls verboten und die Kolonisten gezwungen, ihre übrigen Produkte auf französische Märkte zu bringen, woselbst sie Zölle entrichten mußten. Um aber auch die französische Industrie zu protegiren, wurde die Einfuhr fremder Waaren nach Algerien mit Eingangszöllen und die Ausfuhr algierischer Fabrikate mit Ausgangszöllen beschwert. Endlich wurde die Verbindung zwischen Frankreich und der Kolonie, sowie die Küstenfahrten, der französischen Flagge reservirt. Dabei wunderte man sich noch, warum die Kolonie, trotz der Hunderte von Millionen, welche auf sie verwendet wurden, nicht empor kommen wollte und betrachtete sie als einen Krebs des Staates! —

Der Republik war es vorbehalten, diesem niedrigen Protektionssystem ein Ende zu machen. Unterm 11. Januar 1851 wurde dasselbe durch die gesetzgebende Versammlung abgeschafft und die rohen Erzeugnisse auf dieselbe Stufe mit denjenigen des Mutterlandes gesetzt. Dieses Gesetz hat treffliche Früchte getragen und in Kurzem die Ausfuhr verdreifacht. Leider erstreckte es sich lediglich auf die Rohprodukte, denn Alles, was Industrie heißt, ist immer noch zu Gunsten Frankreichs mit Zöllen belastet. So z. B. wurde ich im Zollhause von Marseille gefragt, ob meine Pantherhäute montirt seien? in welchem Falle sie Zoll bezahlt hätten. Für alle Fabriken und

Handwerke der Kolonie ist dieser Schutzzoll eine erdrückende Fessel, welche hoffentlich bald im Sinne der Verkehrsfreiheit fallen wird.

Durch einige gute Erndten könnte sich das Land am besten erholen, besonders wenn in andern Ländern das Korn hoch im Preise stehen sollte. Allein auch diese Aussicht ist den Kolonisten durch die Fürsorge der kaiserlichen Regierung abgeschnitten. In direktestem Widerspruche nämlich mit der Verordnung Louis Philipps, welche die Einfuhr von Korn nach Frankreich untersagte, in's Ausland dagegen gestattete, befiehlt nun ein kaiserliches Dekret die Einfuhr nach Frankreich und verbietet sie in's Ausland. Während der Kolonist sich also durch Versendung seines Ueberflusses auf fremde Märkte hätte erholen können, wird er wieder auf's Neue geschädigt. Durch Verstopfung sämmtlicher Debouchés entsteht eine Ueberfüllung des französischen Marktes und eine daherige Baisse, welche auf Niemand anders drückt, als auf den Produzenten, so daß dieser oft die Transportkosten nicht herausschlägt. Im Monat November z. B. war das Korn in Marseille billiger, als in Blidah. —

Als ob es an dem bisher Erwähnten nicht genug wäre, so hat die Regierung ein Droit de tonnage auf jedes Schiff gelegt, welches den Hafen berührt. Abgesehen von allen andern Ein- und Ausgangszöllen und Gebühren, müssen noch vier Franken per Tonne entrichtet werden, so daß ein Schiff von zweihundert Tonnen 800 Franken zu bezahlen hat, wenn es nicht vor dem Einlaufen sich eines Bessern besinnt. Während einerseits für Erweiterung des Hafens Millionen verwendet werden, bemüht man sich anderseits, denselben möglichst zu verstopfen! —

Muß man sich wundern, daß bei einer derartigen Verwaltung der Strom der Einwanderung den Flüssen der Kolonie im Sommer vergleichbar ist? Die Zahl der gesammten, europäischen

Bevölkerung erreicht kaum 200,000 Seelen, von welchen nur die Hälfte Franzosen sind, während der Rest sich auf Spanier, Portugiesen, Mahonnesen, Malteser, Italiener, Deutsche und Bürger aller Länder vertheilt. Von dieser europäischen Bevölkerung wohnen dazu 120,000 in den Städten, und nur 80,000 sind über die immensen Landstriche zerstreut. Es ist sonach einleuchtend, warum alle künstlichen Lockmittel und reellen Vortheile, wie freie Ueberfahrt, Landkonzessionen, Sämereien, Geräthschaften, ja sogar bereits erbaute Wohnungen und Lebensmittel für mehrere Jahre, nicht mehr verfangen wollen, und verhältnißmäßig wenig Fische in's Garn gehen. In einem einzigen Jahre hatte der Kriegsminister 80,000 freie Ueberfahrten an Auswanderer bewilligt, von welchen innerhalb Jahresfrist nicht weniger als 70,000 auf eigene Rechnung wieder zurückgekehrt sind und wahrscheinlich nicht die empfehlenswertheste Beschreibung gemacht haben werden. Das Gesammtresultat zweiunddreißjähriger, fortgesetzter Kolonisationsanstrengungen besteht in 180 Quadratmeilen Land, welches mehr oder weniger gut angebaut ist, somit ungefähr in der Hälfte eines französischen Departements oder zweier mäßig großer Schweizerkantone.

Dieser Zustand der Dinge ist gerade unerträglich und Gegenstand so allgemeiner Verwünschung, daß auf die Gegenwart von Generälen und hohen Staatsbeamten nicht die mindeste Rücksicht genommen wird. Algier ist, der Stimmung nach, ein entschieden revolutionäres Land, welches sich gegenwärtig noch auf der Höhe von 1848 befindet, und es ist dieß auch vollkommen erklärlich, denn die materiellen Interessen, welche überall den Sinn für politische Freiheit überwuchert haben, sind hier nicht nur unbefriedigt geblieben, sondern fortwährend auf's Neue choquirt worden. Nur die Juden, Malteser,

Mahonnesen, Italiener und Wucherer aller Länder können hier ihre Rechnung finden, denn diese Leute beschäftigen sich von vornherein niemals mit Ackerbau, haben nur wenige Bedürfnisse, werfen sich selten auf einzelne Artikel, treiben nichts im Großen, sondern leben vom Zwischenhandel und immensen Benefizen auf winzigen Geschäften. Es sind dieß die Schlingpflanzen, welche sich üppig an dem kräftigen Stamme emporranken, denselben aussaugen und schließlich ersticken.

Frankreich selbst ist — einige wenige Spekulanten ausgenommen — weit entfernt, aus dieser chaotischen Anhäufung von Inkonsequenzen und Verwirrung irgend welchen reellen Vortheil zu ziehen, denn auch das Abgabensystem beruht auf unrichtigen Prinzipien und wird in der Ausführung in unbegreiflicher Weise vernachlässigt. Während die europäische Bevölkerung von 200,000 Seelen an direkten und indirekten Abgaben die enorme Summe von 14,172,000 Franken, oder 75 Franken 86 Rappen per Kopf, also 25 Franken 80 Rappen mehr als in Frankreich bezahlt, in welcher Summe die Gemeindesteuern eines Landes, wo noch Alles erst zu gründen ist, nicht inbegriffen sind, entrichtet die gesammte arabische Bevölkerung von über zwei und einer halben Million Seelen nur 9,536,000 Fr., oder 4 Franken Rappen per Kopf. Der Araber befindet sich somit in weit gunstigerer Stellung, als der Europäer. Es ist ihm gestattet, den Grund und Boden nach allen Richtungen in illimitirter Weise zu nießbrauchen und zu mißbrauchen, ohne sich mit Häuserbau, Baumpflanzung, Urbarmachung und dergleichen abgeben und sich dabei ruiniren zu müssen. Während seine Bedürfnisse durch die Berührung mit der Civilisation um kein Haar gestiegen sind, hat sich der Werth seiner Erzeugnisse vervier- und verfünffacht. Zur Zeit der Eroberung kostete ein Schaf 1 Fr. 25 Rp., jetzt 12 Frkn.; ein Ochse 10 Frkn., jetzt

40 Frkn. und so fort. Trotz dieser erheblichen Bereicherung des Landes sind die Abgaben dieselben geblieben, wie unter der türkischen Herrschaft. Um Etwas herauszuschlagen, hat man auf dem Verwaltungsmechanismus sparen wollen und den Bezug der Abgaben den großen Chef's überlassen, welchen man bedeutende Honorare dafür zahlt, daß sie ihre Untergebenen auf die schamloseste Weise ausplündern. Abgesehen von der Willkür und den Unrichtigkeiten der Vertheilung, läßt sich, unter Zugrundlegung des türkischen Abgabensystems, annehmen, daß die arabische Bevölkerung dem Staate ungefähr fünf Mal zu wenig bezahle. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß dieser Ausfall im Regierungsbüdget von vier Fünftel den Besteuerten zu gut komme, was denselben am Ende zu gönnen wäre, sondern es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß von den Arabern allermindestens dreißig Millionen bezogen werden, welche irgendwo verbleiben, und zwar wahrscheinlich in den Taschen der Herren Chefs, denn es kann doch nicht angenommen werden, daß ihre Aufseher, die tapfern französischen Offiziere, ihnen bei dem einträglichen Geschäfte des Einsackens behülflich seien. Ein vornehmer Scheikh aus der Provinz Oran, welcher bei dem Marschall Randon auf Besuch war, fragte ihn: Wann läßt Du mich einmal essen? — was so viel heißen wollte, als: Wann gibst Du mir ein Aghalik oder Kaïdat, damit ich so viel stehlen und erpressen kann, als ich will? — Der General Bourjoly war beauftragt, einem andern Großen Sidi-el-Aribi, der zum Khalifa ernannt worden war, die Investitiur zu verleihen. Als er ihm den Burnuß überreichte, fügte er zur Erläuterung bei: Du wirst einen jährlichen Gehalt von 18,000 Franken beziehen .... Sei ruhig, unterbrach ihn der neue Khalifa, Du sollst bei Heller und Pfenning bezahlt werden. —

Es sei uns gestattet, einen Zipfel des Vorhanges aufzuheben, mit welchem die französische Administration das arabische Steuersystem geheimnißvoll zu verdecken sucht.

Der Achour, oder Zehnten, wurde früher, wie überall, in natura, gegenwärtig aber in Geld, entrichtet. Um ihn zu berechnen, müßte man den mittleren Jahresertrag mit dem Werthe eines Scheffels multipliziren und sodann durch zehn dividiren. Das Resultat entspricht aber dieser Berechnung durchaus nicht, denn diejenigen Provinzen, welche am meisten produziren, wie die Provinz Algier, bezahlen gerade am wenigsten, während andere, wie Oran, mehr als den zehnten Theil des offiziell bekannten Ertrags entrichten.

Der Hockor, oder Grundzins, wird an der Stelle des Achour bezahlt und mit diesem verwechselt. In gewissen Territorien der Provinz Konstantine werden nun aber Hockor und Achour gemüthlich nebeneinander bezogen.

Der Zekkat, oder Viehzehnt, beträgt nach dem Koran bei Schafen und Ziegen ein Stück auf Hundert, bei Ochsen ein Stück auf dreißig und bei Kameelen ein Stück auf vierzig. In der starkbevölkerten Provinz Algier, woselbst sich namentlich viel Großvieh befindet, beträgt der Zekkat nur 36,000 Franken, in Oran sogar nur 24,000 Franken, während er dagegen in Constantine 1,684,000 Franken abwirft. — Man erkläre sich diese Ziffern! — Mit der überhandnehmenden Kultur sollten die Abgaben gradatim steigen, ebenso sollte dieß in guten Jahren geschehen, während sie in schlechtern fallen sollten. Es zeigt sich nun aber gerade das Gegentheil. Nach der schlechten Erndte des Jahres 1855 warfen Achour und Hockor 3,000,000 Fr. mehr ab, nach der vortrefflichen Erndte des Jahres 1856 und bei einer vierfachen Kulturvermehrung nur 2,000,000 mehr als im vorangegangenen Hungerjahr.

Das Lezma und die Eussa sind in administratives Dunkel gehüllt; Abgaben der Wüstenstämme nennt man sie, welche denselben, je nach dem Reichthum an Vieh und Kameelen, auferlegt werden, ohne daß sich die Administration mit der Vertheilung selbst befaßt. Die Oasen zahlen 40 Rp. per Palme, was bei dem durchschnittlichen Ertrag von 18 Fr. nicht zu viel ist; auch lassen sich Bäume leicht nachzählen. Wer aber will den Reichthum von Familien berechnen, deren Heerden oft hundert Stunden auseinander weiden? — Die Nomaden der Sahara bezahlen außerdem, wenn sie in's Tell ziehen, ein Passagegeld, welches zum Lezma geschlagen wird.

Zu Bestreitung lokaler Ausgaben, wie Brücken, Straßen, Verschönerungen, Karavanserails, werden Marktgelder erhoben, deren Bezug häufig wieder an Große für wenige Hundert Franken verpachtet wird. Daß Letztere dabei nicht zu kurz kommen, beweist das Marktgeld von Bouffarik, welches über 100,000 Franken abwirft, während sämmtliche Verpachtungen der Kolonie zusammengenommen, dem Staate nicht so viel eintragen.

Außerdem existiren eine Masse von Leistungen, welche per fas et nefas erhoben werden und den Charakter einer Abgabe annehmen. So die Touiza, oder Tagleistung, welche sich auf Menschen und Thier bezieht. Wenn der Generalgouverneur zur Winterszeit eine Reise unternehmen will, so werden einige Tausend Araber nebst ihren Pferden, Maulthieren und Ochsen aufgeboten, um die Straßen zu machen. In kleinerem Maßstabe geschieht dieß, wenn der Chef eines arabischen Büreau's oder einer seiner agregirten Offiziere eine Diensttour unternimmt oder seine Residenz verändert. Ein solcher Ausflug bildet eine ganze Karavane. Erst kömmt der Offizier, welcher sich gewöhnlich von einem jüngern Kollegen,

dem Arzt, Apotheker, Verwaltungsbeamten, begleiten läßt. Ihm werden von Reitknechten die Stuten nachgeführt. Dann folgen die Maulthiere mit Zelt und Lebensmitteln, endlich die Kameele mit dem groben Gepäck und Wasser. Ordonanzen und Spahis escortiren den Zug. Leute und Thiere werden zwar nach einer niedrigen Taxe entschädigt, ob sie aber gerade Lust und Zeit haben, darnach wird nicht gefragt. Der Kaïd bezeichnet nach Gutdünken diejenigen, welche die Dienste zu leisten haben, dagegen gestattet ihm der Chef des arabischen Büreau's ausdrücklich oder stillschweigend, dieselben auch für sich in Anspruch zu nehmen, in welchem Falle sie natürlich für Zeit und Mühe Nichts bekommen, weil der Kaïd die gesetzliche Entschädigung in der Tasche behält. Diese Leistungen beziehen sich angeblich auf öffentliche Zwecke, mit welchen aber die Privatökonomie der Chefs stets Hand in Hand geht. So z. B. müssen die Aufgebotenen die Erndte des Chefs nach dem sechszig Meilen entfernten Markte transportiren, Bauholz herbeischaffen, die Ländereien pflügen 2c. Die Taglöhne sind theuer und große Länderstriche würden ansonst nicht bebaut werden. Hat der Kaïd eine Erlaubniß für drei Tage, zwanzig Mann und vierzig Pferde erhalten, so versteht sich von selbst, daß er acht Tage lang fünfzig Mann und hundert Pferde in Anspruch nimmt. Das arabische Büreau ist entfernt und kann nicht Alles kontrolliren.

Endlich kommen noch die Eurs, M'bita, Feste und Hochzeiten, welche in Europa nicht unbeträchtliche Ausgaben verursachen, in Afrika dagegen bedeutende Einnahmen repräsentiren. Jeder Eingeladene muß nämlich eine Geldspende überbringen, welche, je nach seinem Range, 20, 50, 100 Franken, mindestens aber fünf Franken beträgt. Die großen Chef's können leicht 100 Franken schenken; denn nächstens halten sie auch ihr Fest und bekommen die Auslage zwanzigfach wieder, der gemeine

Mann hingegen kommt nie an die Reihe, indem der Vornehme sich durch Annahme seiner Einladung zu sehr vergeben würde. Zu einem solchen Feste ist die Erlaubniß des arabischen Büreau's erforderlich, welches sie zuweilen auch eigenen Angestellten ertheilt, die es honoriren will. Der Ertrag ist immer auf 800 Franken und mehr zu veranschlagen.

Noch einträglicher sind die Sedia's, oder Kollekten. Zur Zeit der Schafschur, oder der Erndte, sendet der Kaïd, Agha, Scheikh, Diener zu seinen Untergebenen, welche ihm freiwillig einen Theil des Ertrags abliefern, den er alsdann, wie wir gesehen, ebenfalls auf ihre Kosten, auf die Märkte transportiren läßt. Oft trägt diese Bettelei gegen 60,000 Franken ein. Wenn die Sedia's sich zu häufig wiederholen, so kommt es allerdings vor, daß die Boten mit leeren Händen zurückkehren, oder daß ganze Stämme auswandern. Da Letzteres nicht ohne Erlaubniß des arabischen Büreau's geschehen darf, so werden die Stämme mit einer Ordnungsbuße bedacht, während der Große sich mit einem Verweise loskauft.

Wem liegt nun aber Fixirung, Vertheilung, Erhebung und Ablieferung dieser Steuern ob? Es veranlaßt uns dieß, auf das wichtige Institut der arabischen Büreaux näher einzutreten.

In jedem Kreis befindet sich ein arabisches Büreau zweiter Klasse, welches aus einem Lieutenant, einem oder zwei Unterlieutenants, einem Dolmetscher, einigen Chauchs und einer Anzahl von Spahis besteht. Dieser ganze Troß heißt der Mar'zen. Am Hauptorte der Subdivision besteht ein arabisches Büreau erster Klasse mit einem Hauptmann an der Spitze, welches die Kreisbüreaux zu kontrolliren zensirt ist. Das Divisionsbüreau am Hauptorte der Division beaufsichtigt die arabischen Büreaux erster Klasse und steht seinerseits unter dem politischen Büreau von Algier.

Diese arabischen Büreaux cummuliren die heterogensten Funktionen. Sie überwachen die politische Stimmung der Stämme, komponiren die Steuerlisten, erheben die Abgaben, kontrolliren die großen Chefs bei Erfüllung ihrer Funktionen gegenüber ihrer Untergebenen, beurtheilen die Vergehen, instruiren die Untersuchung bei schweren Verbrechen, handhaben die Polizei, vermitteln den Verkehr zwischen Kolonisten und Eingebornen, dirigiren Handel, Ackerbau und Industrie der Araber, kurz, sie beschäftigen sich mit dem materiellen Wohl oder Wehe von zwei und einer halben Million Menschen.

Jeder brevetirte Unterlieutenant ist berechtigt, Anstellung bei einem arabischen Büreau zu verlangen, welche indeß von der besondern Gunst des Chefs abhängt. Kenntniß der Landessprache ist überflüssig, der Offizier hat seinen Dolmetscher; Rechtskenntnisse desgleichen, er hat den Code und in der Nähe den Kadi mit dem Koran, Erfahrungen wird er bald genug machen und ein fester Charakter ist den Vorgesetzten nicht immer bequem. Hat er sich in die Geschäfte hineingearbeitet und bereichert, so denkt er an sein Avancement und tritt wieder in die aktive Armee. Ein anderer Offizier rückt an seine Stelle. Die Oberbehörden lassen es an Weisungen und Circularen nicht fehlen, allein entweder sind dieselben unausführbar, oder die Ausführung ist, schon wegen der Distanzen, schwer zu kontrolliren. So z. B. ist den arabischen Büreaux untersagt, Verbrechen zu beurtheilen, welche in die Kompetenz der Kriegsgerichte gehören Nun ist man erstaunt, von Seiten der 2,500,000 Araber nur von zweihundert Verbrechen jährlich zu hören, während die 100,000 Araber auf Civilgebiet deren allein jährlich dreihundert begehen. Soll man hieraus auf größere Tugend der 2,500,000 der Militärgebiete, als der 100,000 auf Civilgebiet schließen? Ein Kapitän, gewesener Chef eines arabischen Büreau's, gibt

hierüber entgegengesetzte Auskunft: die Araber der Militärgebiete, sagt er, begehen monatlich 6000 Vergehen und Verbrechen. Um sie zu beurtheilen und zu bestrafen, bedürfte es sechszig stehender Tribunale und einer Strafanstalt für 60,000 Mann. — Was würden aber die Oberbehörden sagen, wenn ein gewissenhafter Chef eines arabischen Büreau's ihnen monatlich 100 bis 150 Fälle einliefern würde? — Da keine Gefängnisse vorhanden sind, so werden zunächst die Reichen mit Geld gebüßt. Wer also anderswo als Fälscher oder Dieb auf die Galeere käme, kauft sich hier mit einigen Goldstücken von der Strafe los. Die Armen kommen mit 25 bis 100 und 200 Stockstreichen (Trick's) weg. Körperliche Züchtigung ist zwar gesetzlich verboten, allein Etwas muß doch an die Stelle treten und der Repräsentant des Gesetzes kann die Contraventionen nicht ungestraft lassen. Der Araber, welcher seine Hiebe weg hat, wird sich hüten, zu klagen. Thut er es dennoch, so hat der Offizier vortreffliche Gründe, wie die Verdorbenheit, Wiedersetzlichkeit der Bevölkerung, die öffentliche Sicherheit, welche um jeden Preis gehandhabt werden muß, der gänzliche Mangel anderer Repressionsmittel, das heilsame Beispiel für die einmal daran gewöhnte Bevölkerung ꝛc. Der Oberkommandant gibt dem Offizier schließlich recht und nun erhält Rekurrent seine Prügel zum zweiten Mal. —

Wie ist es aber möglich, daß der junge Anfänger die angebauten Territorien, deren Ertrag, die Anzahl der Viehstücke jedes Einzelnen und deren Werth ausfindig machen und die Eigenthümer zu Erlegung der Steuer anhalten könne? —

Es geschieht dieß Alles weit einfacher, als man glaubt. Die Stämme der Steppen leben in einem Zustande des gemüthlichen, durch die Willkür der Großen temporirten, Kommunismus. Jedes Jahr nämlich wird der Grundbesitz unter

sämmtliche Familien vertheilt, bei welcher Vertheilung der Kaïd, der dieselbe vornimmt, sowie dessen Verwandte und Freunde, nicht zu kurz kommen. Zur Zeit der Aussaat stellt nun der Kaïd zu Handen des arabischen Büreau's ein Verzeichniß sämmtlicher angebauter Ländereien auf. Hinsichtlich der Ertragsfähigkeit derselben, der Durchschnittspreise ꝛc. ist das Büreau ebenfalls auf dessen Schatzung angewiesen. Aehnlich geht es bei'm Zekkat und Lezma. Jede genaue Kontrolle ist bei diesem Modus unmöglich. Die Ehrlichkeit des Kaïds richtet sich nach der Größe der Geschenke, welche er seinen Vorgesetzten gemacht, um zu seinem Amte zu gelangen, und fortwährend machen muß, um nicht kassirt zu werden, sowie nach der Gastfreundschaft, welche er den Offizieren und den Reitern des Mar'zen gewährt.

Man hat versucht dafür zu sorgen, daß die, durch manigfache Defraudationen beeinträchtigte Steuer in die richtigen Hände gelange und verschiedene Steuer-Einnehmer eingesetzt; allein diese Maßregel erscheint von vornherein als unzulänglich. Die Steuer wird erst vom arabischen Büreau nachgezählt und dann von dem Kaïd an den Einnehmer berichtigt, wohin er durch einen Offizier begleitet wird. Das Büreau hat somit alle Gelegenheit, zu viel bezahlte Differenzen vorweg zu nehmen. Dem Kaïd wird es nicht einfallen zu klagen, und zwar schon aus dem Grunde, weil das Zuvielbezahlte nur in andere Taschen, jedenfalls aber nicht in die seinige, wandern würde. Gesetzt aber auch, er sollte so unklug sein, den Mund zu öffnen, so hätte das arabische Büreau wieder die allervortrefflichsten Rechtfertigungsgründe, so: verschiedene Bauten und Straßen, die Gastfreundschaft gegen eingetroffene Große, nothwendige Reisen, Kleidung, Unterhalt, Entschädigung von Untergebenen, Alles Posten und Auslagen welche nirgends compariren und für welche kein Kredit angesetzt ist, während deren Existenz nicht

bestritten werden kann. Der Oberkommandant läßt sich durch die Trefflichkeit dieser und anderer Gründe belehren. Bald darauf aber wird der Kaïd destituirt, und dieß mit vollem Recht, denn die Zahl seiner Exaktionen und Betrügereien ist Legion.

Die Willkür und Verwirrung wird durch eine Reihe von Exemtionen noch gesteigert. Das arabische Büreau selbst, dessen Offiziere, Chauchs, Reiter, der Kaïd, seine Verwandten, die hohen Chefs, zahlen entweder gar keine Abgaben, oder sind für einen Theil ihrer Besitzungen eximirt. Alles dieß geschieht nach Gutdünken und Antrag des arabischen Büreau's, manchmal ohne daß die Bevorzugten davon Kenntniß erhalten. So z. B. glaubt sich ein Großer für 100 Hektaren eximirt, während er es für 200 ist. Der Achour wird daher für 100 Hektaren zu viel entrichtet, fällt aber nicht in die Steuerkasse. —

Die Offiziere sind in Frankreich schlecht besoldet und die Zulage der arabischen Büreaux von 800 Franken für den Lieutenant und 1200 Franken für die Hauptleute ist geradezu ungenügend für den Aufwand, welchen sie zu machen gezwungen sind. Wenn der Offizier imponiren, oder auch nur seinen Rang behaupten will, so muß er besser logirt, gekleidet, beritten, bedient sein, als seine Untergebenen, und dazu eine unbeschränkte Gastfreundschaft ausüben. Berücksichtigt man, daß die großen Chefs, unter welchen oft Millionäre sind, den jungen Offizier mit Geschenken und Einladungen überhäufen, daß er selbst eine diktatorische Gewalt ausübt, daß er beständig in bedeutendem Geldverkehre steht, in welchem eine genaue Kontrolle unmöglich ist, daß er endlich das Beispiel seiner Vorgesetzten, Amts-Vorgänger und Kollegen zur Richtschnur hat, so wird man begreifen, warum — der Achour so wenig abwirft! Es sei ferne von mir, den französischen Offizieren und Beamten weniger

Gewissenhaftigkeit zuzutrauen, als denjenigen anderer Staaten; ich habe sie im Gegentheil tüchtig und praktisch, gegen mich im Speziellen zuvorkommend und uneigennützig gefunden; wenn man aber die Verhältnisse betrachtet, wie sie eben sind, so wird man sich die Resultate denken können. Anderswo stellt man nicht mit Unrecht den Grundsatz auf: Nicht die Institutionen seien es, von welchen das Glück der Staatsbürger abhänge, sondern die Personen, welche sie handhaben, und in der That kann es vorkommen, daß an die Spitze trefflich organisirter Staaten Leute zu stehen kommen, welche bei Ausübung ihrer Funktionen lediglich den Egoismus zu Rathe ziehen, wahres Verdienst verdrängen, sich in ihrem Dünkel von Kreaturen beräuchern lassen, sogar Treu und Glauben nur zeitweilige, konventionelle Gastfreundschaft gewähren, und hiedurch die trefflichsten Institutionen illusorisch machen. Um wie viel größer wird aber diese Gefahr sein in Ländern, wo die Institutionen sich von vornherein als unzweckmäßig und unzureichend herausstellen, selbst wenn sie von tüchtigen Beamten gehandhabt würden. —

Kleine Ereignisse können oft über die Zukunft großer Länder entscheiden. Als den 24. Juni 1858 ein kaiserliches Dekret den Prinzen Jérome Napoleon zum Minister von Algerien und der Kolonieen ernannte, schien eine neue Zukunft, gleich der Morgensonne, über das Land aufgegangen zu sein. Welches auch die öffentliche Meinung über diesen Prinzen sei, so wird zugestanden werden müssen, daß derselbe, als Mann von Talent und vermöge seiner hohen Stellung, im Stande gewesen wäre, die schwierige, algierische Frage zu lösen. Die Vorkehrungen seiner kurzen, nicht einjährigen Administration scheinen dieß zu bestätigen und sein Abgang wird gegenwärtig noch in Algier tief bedauert. Feind der Säbelherrschaft, suchte

er den Staat in normale, civile Formen zu bringen. Während ihm Genialität und Kenntnisse nicht abgehen, fehlt ihm aber leider eine gewisse, nothwendige Zähigkeit und Ausdauer. Den Verhältnissen fremd, mußte er sich auf Dritte verlassen, von deren Auswahl natürlich Alles abhing. Man hatte ihm als Vertrauensmann den Präfekten von Konstantine, Hrn. L., bezeichnet, welcher Land und Leute kenne. Leider kannte er sie nur zu gut. Der Reorganisationsplan des Prinzen war ausgezeichnet, und instruirt, konsultirt und inspirirt durch seinen ad latus, schien das Werk gelingen zu wollen, als an einem schönen Morgen, man wußte nicht wie, auf dem Büreau des Prinzen zwei Aktenbündel lagen, welche von Unterschleifen seines Vertrauensmannes handelten. Die betreffenden Untersuchungen waren zwar niedergeschlagen worden, die Fakta indessen unzweifelhaft. In Algier gehören derartige Vorkommnisse nicht zu den administrativen Seltenheiten und man pflegt nicht mehr Wesens davon zu machen, als gerade nöthig ist. Der Prinz fand sich indessen sehr enttäuscht und Herr L. wurde bald inne, daß es mit der von ihm geträumten großen Rolle vorbei sei. Von diesem Momente an scheint sich ein ungleicher Zweikampf entsponnen zu haben, in welchem der David den Goliath überwand. Herr L. gab, unter der Maske von Pflichterfüllung, den Generälen und hohen Beamten von den Reformationsplänen des Prinzen Kenntniß, und nun erhob sich ein solcher Sturm gegen den Reformator, daß dieser, eine ungreifbare, systematische Opposition vor sich sehend, Tracasserien und unüberwindliche Schwierigkeiten fürchtend, beschloß, sich freiwillig zurückzuziehen, woraufhin das angefangene Werk zusammenfiel und der alte Schlendrian eintrat. —

Wie aber überall der Geist des Fortschritts sich trotz aller Hindernisse geltend macht, so auch in dieser afrikanischen Kolonie.

Der Brief des Kaisers an den Marschall Pelissier nimmt von der vielbesprochenen Kantonnements- oder Einpferchungsfrage Umgang und befiehlt, den Arabern Eigenthumstitel über die, von ihnen seit Menschengedenken besessenen Territorien auszufertigen.

In der ganzen Kolonie hat diese Entscheidung einen Schrei des Unwillens und der Erbitterung hervorgerufen. Sogar das offizielle Organ, der Moniteur algérien, begleitet den Brief mit folgenden, bittern Worten:

„Der Brief des Kaisers hat die Bevölkerung in Bestürzung „versetzt. Also dahin ist es gekommen, daß Algier, dieses „für „immer französische Land“, nicht einmal mehr eine „Kolonie, sondern zu einem „*Royaume arabe*“ heruntergesunken „ist. Diese „kühnen Kolonisten“, welche auf das Wort „Frankreichs bauend, dieses Land mit ihrem Schweiß und Blut „getränkt, mit der Asche ihrer Weiber und Kinder gedüngt „haben, werden in Zukunft nichts mehr sein, als Holzhacker, „Bergknappen, Austrockner von Morästen und Bewässerer von „Ländereien, welche Eigenthum der Araber sind. Die Besitz„ergreifung durch den Pflug, die einzig dauerhafte, welche dem „Menschen eine zweite Heimat bieten kann, wird ihnen entzogen, „oder doch in ihrer Ausdehnung gehemmt. Das Bestreben der „Araber wird nicht mehr dahin gehen, Franzosen, sondern „dasjenige der Franzosen, Araber zu werden! —

„Vorbei ist es nunmehr mit dem Ruhm, Afrika zu zivilisiren!

„Noch kürzlich äußerte General Jusuf „das Land könne „nur dadurch auf einen grünen Zweig kommen, „wenn die Europäer mitten in die arabischen „Stämme hinein verpflanzt werden, um die ein„geborne Bevölkerung zu zivilisiren. Wenn aber „das ganze Land Eigenthum der Araber ist, wie soll da eine

„Verpflanzung der Einwanderer unter sie, wie soll die Civili„sation ausführbar sein?

„Wenn wir aber einmal ein arabisches Königreich, „eine Nation, welche nie existirt hat, geschaffen haben, so bleibt „uns nur übrig, geduldig zu warten, bis diese improvisirte „Nationalität einen Augenblick der Gefahr benutzt, um sich im „Namen ihrer Raçe und Religion zu erheben und uns in's „Meer zu werfen ꝛc."

Trotz dieser allgemeinen Indignation, als deren Sprecher sich der Bischof von Algier aufgeworfen hat, kann über Gerechtigkeit und Billigkeit der Maßregel kein Zweifel obwalten und wenn die Ausführung richtig geleitet wird, so muß sie sich auch praktisch bewähren. Die hochwichtige Eigenthumsfrage ist dadurch für immer entschieden; denn auch den Inhabern von bloßen Konzessionen werden nun definitive Eigenthumstitel ausgefertigt werden müssen. Hiedurch aber wird der verderbliche Einfluß der Administration und Centralisation gebrochen, woraus sich auch die Erbitterung des Beamtenstandes gegen die Maßregel erklärt. Hinc illæ lacrymæ! — Auf eigenem Grund und Boden kann der Kolonist so ziemlich thun, was er will, und braucht die Erlaubniß nicht in Paris zu holen, wenn er seinen Garten vergrößern oder eine Scheune bauen will.

Die Befürchtung, daß für den Kolonisten kein Land mehr erhältlich sein werde, ist geradezu lächerlich, obschon man sie allerdings täglich aussprechen hört. Der Regierung bleiben immer noch bedeutende Strecken zur Verfügung und der Araber wird Nichts lieber verlangen, als einen Theil seiner, für ihn viel zu großen Besitzungen, um gutes Geld veräußern zu können. Wo Vorurtheile die Abtretung hindern sollten, wird sich die Regierung, behufs Anlage neuer Ortschaften, Vergrößerung derselben, kurz zu Kolonisationszwecken, stets das Expropriationsrecht


vorbehalten, nur in Zukunft gegen Entschädigung. Faktisch wird sich also die Neuerung darauf beschränken, daß, was bis jetzt stoßweise, auf dem Wege der Willkür und Gewalt geschehen ist, nunmehr in ein regelmäßiges, gesetzliches Geleise kömmt. Der Kolonist, welcher in Zukunft sein Land bezahlen muß, dasselbe aber ohne beschränkende Bedingungen erwirbt, wird sich zunächst mit weniger begnügen, sorgfältiger kultiviren und seine Rechnung besser dabei finden. Das Kapital aber, welches bisanhin unsichere Hypotheken geflohen, wird herbeiströmen und der gesetzliche Zinsfuß von zehn Prozent, bald auf sechs heruntersinken.

Der Araber ist bei Weitem nicht so empörungslustig, als er beschrieben wird, und die meisten Konflikte hatten ihren Grund in Beeinträchtigungen, oder wurden geradezu bei den Haaren herbeigezogen. Nicht mit Unrecht wirft man dem französischen Militär vor: Wenn es keine Araber gäbe, so würdet Ihr sie erfinden! — Ueberall, wo er nicht durch das Interesse der Administration gewaltsam zurückgedrängt wird, sucht sich der Eingeborne dem Fremden zu nähern und zeigt sich zivilisationsfähig.

Die Kantonnirung hätte zunächst den türkischen Grundsatz, daß das Land durch die Eroberung in das Privateigenthum der Eroberer übergegangen sei, auf's Neue sanktionirt und es wäre gar kein Grund vorhanden gewesen, warum der ersten Kantonnirung nicht eine zweite und dritte hätte folgen sollen, bis der Eingeborne zuletzt heimatlos geworden wäre. Durch den Federzug des Kaisers ist er nicht nur der Kantonnirung, welche wie ein Schwert über seinem Haupte hing, entronnen, sondern auch ein reicher Grundbesitzer geworden, der sein Eigenthum aber nur durch Annäherung an den Kolonisten verwerthen

kann, welchen in's Meer zu werfen er sich schon aus diesem Grunde hüten wird.

Der Hauptschritt zum Aufblühen der Kolonie ist hiemit geschehen und es ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß auch in andern Richtungen, wie Aufhebung, oder doch Beschränkung der Centralisation, Gleichstellung mit Frankreich hinsichtlich der Zölle, Erbauung von Eisenbahnen, Straßen, Flußkorrektionen, artesischen Brunnen, endlich aber auch in Verleihung einer freien, vom Staate unabhängigen Gemeindeordnung, die Bahn des Fortschritts verfolgt, und das reiche Land einer glücklichern Zukunft entgegen gehen werde.


A N N É E
Djidjelli
Philippeville
Bona
Guelma
TUNIS
Setif
CONSTANTINE
Tebessa
Batna
Biskra
a r a
gla

Locher, Friedrich

Nach den Oasen von Laghuat

Bern 1864